

6. Marie de Gournay, Tochter in und Erbin von *Les Essais*

6.1 Marie de Gournay, die textgeborene Wahltochter?

Mit »Montaigne's Dutiful Daughter«, dem Marie de Gournay gewidmeten Kapitel seiner Monographie *Montaigne's Unruly Brood. Textual Engendering and the Challenge to Paternal Authority*,¹ zeigt Richard L. Regosin auf, dass der Schlüssel zum Verständnis dieses besonderen Duos aus *fille d'alliance* und *père d'alliance* nicht allein im Nachvollzug zeitgenössischer historischer Rahmenbedingungen liegt, sondern eine weitere Komponente einbezogen werden muss, nämlich *Les Essais* selbst. Zu verstehen ist dies vor dem Hintergrund der im Übrigen nicht nur von Regosin vertretenen These,² gemäß der Montaigne mit und durch *Les Essais* rhetorisch eine »textuelle Nachkommenschaft« (*textual progeny*) erschuf, und zwar im Zuge des metaphorischen Transfers der *metaphor of the book as child*.³ Hierdurch werde intendant, *Les Essais* den Status eines ›Kindes‹ Montaignes zuzuschreiben, das als geistig erzeugtes und sprachlich geborenes, also textuelles Kind mit der Aufgabe und Fähigkeit betraut werde, seinen Autor posthum zu vertreten und die Integrität seines Namens zu wahren.⁴ Dies entspricht der im vorherigen Kapitel gezeigten, auch im Text zu findenden Grundlage sowie der erläuterten Festbeschreibung des Textkorpus als eines von Tag zu Tag Kraft gewinnenden Kindes. Doch analog zu der metaphorischen Überführung des Textes in die Symbolgestalt eines den Vater posthum vertretenden Kindes wird laut Regosin auch der Status der ›Tochter‹ Marie de Gournay weniger durch die eingegangene *alliance* und ihre Anerkennung durch Montaignes Enourage konstruiert und legitimiert, sondern vielmehr durch den Text, *Les Essais*, selbst.⁵ Da er sie »durch seine Sprache naturalisiert« habe, sei Marie de Gournay zu einem Teil dieses Textes und dadurch ebenso zu einem Teil Montaignes geworden.⁶

Regosin stellt fest, ihr Status als einstmals reale, dem Lauf der Zeit und der Sterblichkeit unterliegende *fille d'alliance* sei durch die Sprache Montaignes in *Les Essais* über-

1 Regosin (1996), 37–79.

2 Vgl. u.a. auch Rigolot (1988).

3 Ebd., 1.

4 Regosin (1996), 53–54.

5 Ebd.

6 Ebd.

schrieben und durch diese verkörpert worden. Hierdurch sei sie zu einem Teil Montaignes gemacht worden, und zwar als sein »metaphorisches Kind des Geistes«.⁷ In der Tat wird Marie de Gournay in *Les Essais* erwähnt, und zwar explizit in einer längeren Passage von »Über den Dünkel« (II,17).⁸ Zudem lässt eine Anspielung in »Ob wir etwas als Wohl oder Übel empfinden, hängt weitgehend von unserer Einstellung ab« (I,14)⁹ zumindest die Vermutung zu, es handele sich bei der dort thematisierten Frau um sie. Beide Textstellen werden im Folgenden näher betrachtet.

Das im Rahmen dieser Arbeit hiervom bislang nicht die Rede war, ist an das ungeklärte Enigma der Authentizität der betreffenden Passagen gebunden: In EB ist lediglich eine recht opake Passage in I,14 zu finden, die inhaltlich wahrscheinlich, jedoch nicht eindeutig auf Marie de Gournay anspielt. Hingegen ist der entscheidende Abschnitt in II,17, der ein überschwängliches Lob Marie de Gournays formuliert, nicht in EB enthalten, sondern lediglich in der ersten posthumen Edition von *Les Essais* aus dem Jahr 1595, wobei die Herausgeberin ihn in der Edition von 1635 nochmals veränderte.¹⁰ Aufgrund komparatistischer Untersuchungen wurden wie erwähnt im 19. Jahrhundert nicht nur diese Inkongruenz, sondern auch mehrere tausend kleiner Abweichungen zwischen EB und der Edition von 1595 festgestellt. Darauf entbrannte ein immer noch nicht beigelegter Forschungsstreit um die Rechtmäßigkeit dieser sowie weiterer von Marie de Gournay angefertigter posthumer Ausgaben von *Les Essais*. Nicht nur wurde ihr nachlässige Arbeit vorgeworfen, sondern auch unterstellt, die sie betreffende und nicht in EB nachweisbare Passage in II,17 selbst verfasst und in den posthumen Text eingefügt zu haben.¹¹ Zwar widersprachen solchen Anschuldigungen bereits im 19. Jahrhundert Beiträge, mit denen das Gegenargument vorgebracht wurde, Marie de Gournay habe die postume Edition von 1595 anhand eines von Montaigne einige Monate vor seinem Tod angefertigten Handexemplars von *Les Essais* verfasst¹² – jenes bereits erwähnte, in der Forschung schlicht ›Exemplar‹ genannte Dokument, das nicht mehr erhalten ist, da es sehr wahrscheinlich nach der Drucklegung der ersten posthumen Edition entsorgt wurde.¹³ Trotz dieser Rehabilitationshypotesen wird allerdings bis heute von der Forschung weiterhin

7 »But Marie de Gournay is even more than a covenantal daughter. She is naturalized by Montaigne's language, made a part of him like the other parts of his being, physical or spiritual, including the part that is called the child. And as one of the best parts, we might imagine that she is rather like the metaphorical child of his mind, a product of his noble soul, an offspring of whom he is both father and mother and one who will represent him and bring him honor. This Marie de Gournay, the daughter of ›De la praesumption‹, is literally a product of Montaigne's noble soul, in every sense a child of his creative imagination who is embodied in the writing. When Montaigne proclaims proudly that he has published her praises numerous times before, he confirms that the promising and perceptive young woman portrayed here as his daughter is in a real sense his textual progeny.« Regosin (1996), 53.

8 Montaigne (2007e): *De la présomption* (II,17), 701.

9 Montaigne (2007r): *Que le goût des biens et des maux dépend en bonne partie de l'opinion que nous en avons* (I,14), 269.

10 Vgl. dazu Devincenzo (2002), 181f.: Marie de Gournay tilgte das Lob Montaignes aus dem Text.

11 Einen kritischen Überblick über die Debatte bietet Balsamo (2012), der mit seinem Beitrag feststellt, es handele sich um »[u]n débat bien français pour une question mal posée.«

12 Vgl. Dezeimeris (1866).

13 Vgl. hierzu erneut die bereits erwähnten Ausführungen von O'Brien (2019), 136.

diskutiert, ob Marie de Gournay sich mit einer Passage in II,17 ein Eigenlob zugeschrieben hat. Obgleich die zuletzt erschienene, prestigeträchtige *Pléiade*-Ausgabe nicht EB, sondern der von Marie de Gournay erstellten Fassung von 1595 folgt, lassen sich Fragen rund um die Authentizität von *Les Essais* aufgrund der spärlichen und uneindeutigen Quellenlage bis dato lediglich hypothetisch beantworten. So wird etwa angenommen, dass das hier zu betrachtende Lob der *fille d'alliance* in II,17 von Montaigne auf einem losen Zettel notiert und in EB just dort ein Kreuz von Montaignes Hand angebracht worden sei, um anzusehen, dass die betreffende Textpassage hier eingefügt werden müsse – doch eben dieses Blatt ging wahrscheinlich verloren.¹⁴ Allerdings ist auch dies historisch nicht gesichert.¹⁵

6.1.1 Die sich selbst verletzende Tochter (I,14)

In »Ob wir etwas als Wohl oder Übel empfinden, hängt weitgehend von unserer Einstellung ab« (I,14) kommt Montaigne auf die Angst vor dem Tod, die Angst vor Schmerzen sowie auf verschiedene Beispiele zu sprechen, die von geradezu übermenschlichen Fähigkeiten des Leidens und des Schmerzempfindens zeugen. Dabei geht er unter anderem auf schmerzintensive Schönheitsrituale der Frauen ein, so etwa das Abziehen der Haut für einen frischeren Teint, das Ziehen gesunder Zähne für ein geordnetes Gebiss, das Essen von Sand und Asche zum Zwecke einer blassen Gesichtsfarbe und nicht zuletzt das Einschnüren mittels eines Korsets.¹⁶ Es sei, so Montaigne weiter, bei vielen Völkern heute üblich, dass man sich selbst verletze, um einem einmal gegebenen Wort Glaubwürdigkeit zu verleihen, wobei der französische König hierfür ihn betreffende Beispiele jüngerer Datums aus Polen vorbringen könne.¹⁷ Für Frankreich habe er, Montaigne, eine solche Bekundung von Glaubwürdigkeit selbst erlebt:¹⁸

Mais, outre ce que je sais en avoir été imité en France par aucuns, j'ai vu, quand je viens de ces fameux États de Blois, peu auparavant une fille en Picardie, pour témoigner l'ardeur de ses promesses, et aussi sa constance, se donner du poinçon qu'elle portait en son poil, quatre ou cinq bons coups dans le bras, qui lui faisaient craqueter la peau, et la saignaient.

Diese kurze Anekdote schildert also »ein Mädchen« bzw. – präzisiert in der Edition von 1595 – »ein Mädchen in der Picardie«, dass er, Montaigne, gesehen habe, nachdem er den Generalständen in Blois beigewohnt habe. Um den »glühenden Ernst ihrer Versprechungen« sowie »ihre Standhaftigkeit« zu bezeugen, habe sie eine große Nadel hervorgezogen, die sie in ihren Haaren trug. Mit dieser habe sie sich »vier bis fünf beherzte Stiche in den Arm« versetzt, sodass »die Haut aufriss und sie von Blut überströmt wurde«. Dargestellt wird hier also die Selbstverletzung einer jungen Frau, die Montaigne den

¹⁴ Als Erster bemerkte dies Maurice Rat. Vgl. dazu Regosin (1996), 50.

¹⁵ Vgl. dazu erneut Devincenzo (2002), 181f.

¹⁶ Ebd., 268–269.

¹⁷ Ebd., 269.

¹⁸ Ebd.

Platz des Zuschauers zuweist, um sich vor ihm in einem grausamen Schauspiel zu inszenieren, das einem archaischen Ritus gleichkommt: Ziel des gewaltsamen Durchstoßens ihrer Haut ist es, durch den Akt des mehrmaligen Selbstverletzens die Ernsthaftheit ihrer Absichten leiblich auszudrücken. Zumindest ist diese Interpretation Montaignes retrospektiver Schilderung zu entnehmen, der diesem autodestruktiven Akt nach eigenen Aussagen passiv beobachtend beiwohnte. Jedwede mündliche oder schriftliche Äußerung von Seiten der jungen Frau finden sich vollkommen ersetzt durch die Deformation des Körpers, der auf diese Weise ihre Leidensfähigkeit und Furchtlosigkeit angesichts der selbst zugefügten Schmerzen sehr bildhaft illustrieren soll. Um welche somit nicht nur Lippenbekenntnis bleibende Absichten es geht, wird nicht näher präzisiert, doch lassen *promesses* und *constance* darauf schließen, dass sie mit einem langfristigen, auf Treue fußenden Engagement in Bezug auf Montaigne zusammenhängen müssen.

Nehmen wir nur hypothetisch an, es handele sich um Marie de Gournay, so kann auf einer bildlichen Ebene das Verströmen des eigenen Blutes als Wunsch nach Besiegelung jenes Paktes gesehen werden, dem »Blut« im Sinne einer Blutsverwandtschaft fehlt, handelt es sich bei der *alliance* zwischen *fille d'alliance* und *père d'alliance* doch um eine fingierte Verwandtschaft jenseits von Blutsbanden. Wie bereits gezeigt, sollte Marie de Gournay möglicher Kritik an eben dieser fehlenden Legitimität durch die Blutlinie antizipierend begegnen, und zwar 1594 in der Widmungsepistel zu ihrem ersten, Montaigne gewidmeten Roman *Le Proumenoir de Monsieur de Montaigne*.¹⁹ Auf die Textpassage aus I,14 zurückgreifend, scheint es aufgrund der geographischen Präzisierung *en Picardie* zwar naheliegend, diese *fille en Picardie* mit Marie de Gournay zu identifizieren, dies kann jedoch nicht zweifelsfrei belegt werden.

6.1.2 Die gelobte Tochter (II,17)

In »Über den Dünkel« (II,17) zählt Montaigne ihm bekannte Zeitgenossen auf, denen er besondere Vorzüge zuschreibt. Dabei kommt in der Reihe der Genannten seinem zu früh verstorbenen Freund La Boétie eine herausragende Stellung zu: Jener sei hinsichtlich seiner Begabungen und natürlichen Vorzüge der größte, den er persönlich habe kennenlernen dürfen.²⁰ Hierauf folgen Aussagen zu Wert oder Nutzlosigkeit von (vermeintlichem) Wissen und (von Montaigne kritisch betrachteter) Erziehung, außerdem zu Männern, die sich in verschiedenen Domänen mit beachtenswerten Taten hervorgetan hätten – worunter er für die Dichtkunst unter anderem Ronsard und Du Bellay nennt. Just am Ende des *essai* findet sich schließlich eine Passage, mit der Marie de Gournay von ihm mit höchst lobenden Worten bedacht wird:²¹

J'ai pris plaisir à publier en plusieurs lieux l'espérance que j'ai de Marie de Gournay le Jars ma fille d'alliance : et certes aimée de moi beaucoup plus que paternellement, et enveloppée en ma retraite et ma solitude, comme l'une des meilleures parties de

¹⁹ Vgl. erneut Gournay (2002v): *Épître Proumenoir*, 1284.

²⁰ »Et le plus grand que j'ai connu au vif, je dis des parties naturelles de l'âme, et le mieux né, c'était Étienne de la Boétie [...].« Montaigne (2007e): *De la présomption* (II,17), 697.

²¹ Montaigne (2007e): *De la présomption* (II,17), 701.

mon propre être. Je ne regarde plus qu'elle au monde. Si l'adolescence peut donner présage, cette âme sera quelque jour capable des plus belles choses et, entre autres, de la perfection de cette très sainte amitié, où nous ne lisons point que son sexe ai pu monter encore : la sincérité et la solidité de ses moeurs y sont déjà suffisantes, son affection vers moi plus que surabondante : et telle en somme qu'il n'y a rien à souhaiter, sinon que l'appréhension qu'elle a de ma fin, par les cinquante-cinq ans auxquels elle m'a rencontré, la travaillât moins cruellement. Le jugement qu'elle fit des premiers *Essais*, et femme, et en son siècle, et si jeune, et seule en son quartier, et la véhémence fameuse dont elle m'aima et me désira longtemps, sur la seule estime qu'elle en prit de moi, avant m'avoir vu, c'est un accident de très digne considération.

Hier also schickte sich Montaigne – falls diese Passage tatsächlich von ihm selbst stammt – zur Formulierung eines umfangreichen Lobes an, wenn er diese Textstelle damit beginnt, dass er verschiedentlich von der Hoffnung gesprochen habe, die er in seine hier explizit als *fille d'alliance* und mit vollständigem Namen, Marie de Gournay le Jars, benannte geistige Ziehtochter setze. Auffällig ist dabei, dass angegeben wird, er habe an verschiedenen Orten lobende Worte über sie veröffentlicht, obwohl die letztendlich überliefer-ten Schriften außer dieser Stelle in II,17 und ebenjener recht opaken Passage in I,14 kei-ne eindeutig auf Marie de Gournay hinweisenden Aussagen Montaignes beinhalten. Sie werde, so heißt es weiter, von ihm »sicherlich mehr als väterlich geliebt«.²² Denn »um-geben von meiner Zurückgezogenheit und Einsamkeit« sei Marie »wie einer der besten Teile meines eigenen Wesens«. Mit der Aussage »es gibt auf dieser Welt nur noch sie für mich« werden diese ersten, gefühlsstarken Bekundungen tiefer Verbundenheit knapp und unumstößlich wirkend zusammengefasst. Dann wird referiert, auf welchen Vorzü-gen der *fille d'alliance* die eingangs genannte Hoffnung fußt, die Montaigne in sie setzt: Sie gründe auf dem sich in Zukunft sicherlich zeigenden Potenzial dieser jungen Frau, denn »wenn Jugend jemals vielversprechend war«, so werde »diese Seele eines Tages der schönsten Dinge fähig sein«, worunter sich auch die »Vollendung unserer so heiligen Freundschaft« finde. Letzteres sei umso bemerkenswerter, da, so heißt es weiter, man doch überall lesen könne, dass »niemand ihres Geschlechts sich bisher dazu habe erheben« können. Gelesen werden müssen diese Aussagen vor dem Hintergrund des *essai* »Von der Freundschaft« (I,27), in dem Montaigne Frauen einer wahrhaften Freundschaft nicht für fähig erachtet, da nach seinem Dafürhalten ihr geistiges Vermögen sowie ihre Seelen für eine solche Verbindung von Natur aus nicht angelegt seien.²³

Was sind also die Qualitäten Marie de Gournays, die – gemäß diesen Ausführungen – das Ummögliche möglich machen, da sie als Frau von Montaigne für fähig befunden wurde, das Versprechen der Freundschaft zu ihm in naher Zukunft einzulösen? Zumal einer Art von Freundschaft, die angeblich allen ihren Geschlechtsgenossinnen versagt bleiben musste? Es sei, so der Text weiter, »ihr aufrichtiger und zuverlässiger Charakter sowie die Standfestigkeit ihrer Sitten«, die einer Freundschaft jetzt schon den Weg ebneten, wobei im Text selbst das Potenzial zur Erfüllung von Freundschaft erwähnt wird, nicht jedoch die bereits ausgelebte Veranlagung zu diesem besonderen Band. Dabei sei

22 Dies ist eine der Formulierungen, an der sich die Forschung besonders abarbeiten sollte, da mit ihr eventuell eine Liebesbeziehung zwischen Marie de Gournay und Montaigne insinuiert wurde.

23 Montaigne (2007k): *De l'amitié*.

ihre Zuneigung zu ihm, Montaigne, »mehr als überbordend« und lasse nichts zu wünschen übrig. Eines aber sei zu wünschen, nämlich dass »ihre Furcht vor meinem Ende sie weniger grausam quälen möge«, da er, Montaigne, zum Zeitpunkt ihres Treffens bereits 55 Jahre alt gewesen sei. Auch hier wird so der Kontext des baldigen Voneinander-Scheidens, des Ablebens und der Trauer ausgestaltet.

Doch es sind nicht allein der Charakter und ihre Montaigne entgegengebrachten warmen Gefühle, die sie zu etwas Besonderem für ihn machten. Auch ihr Urteilsvermögen im Hinblick auf *Les Essais* kommt in der Textpassage zur Sprache. Höchste Wert-schätzung verdiene zum einen »das Urteil, das sie hinsichtlich der ersten *Essais* formulierte«, wobei die außergewöhnlichen Umstände zu berücksichtigen seien, die nun aufgezählt werden: So habe sie es »als Frau, und in diesem Jahrhundert, und so jung« und überdies »als Einzige in ihrer Gegend« vermocht, die herausragende Bedeutung von *Les Essais* als geistesgeschichtliches Meisterwerk zu beurteilen. Des Weiteren sei die »außergewöhnliche Heftigkeit, mit der sie mich lange Zeit liebte und [zu sehen] begehrte«, hervorzuheben, nämlich »allein aufgrund der Wert- und Einschätzung, die sie [ausgelöst durch die Lektüre der *Essais*] von mir gewonnen hatte«, und das »noch bevor sie mich je gesehen hatte«.

6.1.3 Zusammenfassung und Deutung

Zusammenfassend lässt sich demnach festhalten, dass Marie de Gournay an einer Stelle (II,17) in den *Essais* explizit und ausführlich genannt wird und eine weitere Textpassage (I,14) zumindest nahelegt, es handele sich um sie. Allerdings lassen sich beide Stellen nur schwer als wortwörtlich zu nehmende Aussagen Montaignes über seine *fille d'alliance* interpretieren. Zum einen ist das der bewegten Editions- und Forschungshistorie von *Les Essais* zuzuschreiben, aufgrund der – trotz Marie de Gournays Rehabilitation als Verlegerin – nach wie vor diskutiert wird, was für oder gegen die Möglichkeit von ihr vorgenommener Textfälschungen spricht. Zum anderen wurden beide Textauszüge jeweils unter der Prämisse untersucht, in ihnen sei eine charakteristische Rhetorik präsent, und sie wurden mit Blick auf ihren uneindeutigen, symbolischen und opaken Gehalt nachvollzogen. Insbesondere anhand der Schilderungen der blutenden *fille en Picardie* wurde deutlich, dass historisch gesicherte Gegebenheiten – hier die Teilnahme Montaignes an den Generalständen in Blois – sich mit der rituell wirkenden Geste einer sich aufopfernden Selbstverletzung verschränken. Ohnehin ist nicht klar, inwiefern die geschilderte Begebenheit tatsächlich in der in I,14 kolportierten Weise stattgefunden hat. Auch deshalb empfiehlt sich eine wortwörtliche Interpretation dieser beiden Passagen als Ausdruck der Verbundenheit zwischen *fille d'alliance* und *père d'alliance* nicht, und zwar auch dann nicht, wenn der Verdacht der Fälschung der bereffenden Passage in II,17 vollständig ausgeräumt werden könnte.

Vor diesem Hintergrund und in diesem Kontext ist Marie de Gournay in Regosins Einschätzung eine Tochter, in die Montaigne die Hoffnung gelegt habe, sie werde pflichterfüllter als sein Werk als textueller Sohn – der das Potenzial habe, den Vater zu betrügen – die Aufgabe des Sprechens für den Vater erfüllen.²⁴ Regosin plädiert dafür, den Ab-

24 Vgl. dazu und zum Folgenden Regosin 1996, 58.

schnitt des Lobes ihrer Person in II,17, aufgrund dessen Marie de Gournay der Fälschung bezichtigt worden ist, bewusst als intendierten und sogar notwendigen Akt Marie de Gournays zu deuten: Nach seinem Dafürhalten musste sie sich zunächst, angesichts einer editorischen Aufgabe, die sie nach Montaignes Ableben mit den Parametern maskuliner Dominanz konfrontierte, innerhalb eines Systems patriarchaler Autorität behaupten, und zwar mittels ihres Einschreibens in den Text, *Les Essais*.²⁵

Allerdings sind für die Übertragung geistiger Nachkommenschaft an die Nachwelt Fragen der Authentizität dieses Lobes – also die Frage, ob Marie de Gournay die Passage in II,17 tatsächlich selbst verfasst habe oder nicht – vernachlässigbar. Denn es konnte gezeigt werden, dass im Vergleich zu heute in der Frühen Neuzeit ein deutlich weiterer Familienbegriff mit einer größeren Bandbreite an Erbschafts- und Übertragungspraktiken zusammenkam, wodurch Faktoren wie der Zufall sowie der Wille der sozialen Entourage des Verstorbenen das posthume Schicksal eines Werks maßgeblicher beeinflussen konnten als die ursprüngliche Intention seiner Verfasserin oder seines Verfassers.

Im Falle Marie de Gournays spielten somit ihre Verbundenheit mit Montaignes Familie, die in verschiedenen (Para-)Texten zu betonen sie nicht müde wurde, sowie der Wille seiner Nachkommen und das Betreiben des Drucklegers L'Angelier, diese junge und unerfahrene Expertin von *Les Essais* als Herausgeberin einzusetzen, eine weitaus tragendere Rolle für den Verbleib des Werks und für die Laufbahn der *fille d'alliance* als etwaige Verfügungen Montaignes, die diesbezüglich ohnehin zu keinem Zeitpunkt vorlagen. Für die Beleuchtung der Frage, wie die Praxis der Übertragung von *Les Essais* und *Les Advis* an die Nachwelt konkret aussah, können und müssen folglich vielmehr Texte herangezogen werden, denen ein offizieller, ja sogar notariell beglaubigter Charakter eigen ist. Zwar werden sich auch daraus keine verlässlichen Aussagen ableiten lassen, ob Montaigne jene Passagen in I,14 beziehungsweise II,17 als Hommage an Marie de Gournay beziehungsweise nun selbst verfasste oder nicht. Aber die folgende Betrachtung der Widmung Marie de Gournays an Richelieu und ihres Testaments eröffnet eine neue Perspektive, nämlich die Relativierung der vorgenannten Passagen in *Les Essais* selbst. Denn für die Übertragung von *Les Essais* sowie, analog hierzu, *Les Advis* als Text-Kinder sowie textuelle Kinder sind diese Dokumente deutlich relevanter als die genannten Zeilen in I,14 und II,17.

25 »Moreover, in this case, authority maintains a concrete presence, embodied in the (male) child/text of the mind that transmits the paternal indefinitely into the future. Marie's intrusion into the *Essais* challenges the place of the father and of the son as well; she breaches the order of masculine succession by inserting herself as the legitimate heir and friend and by anticipating her future role as defender of paternal intention and meaning. I have expressly chosen the active metaphors of breaching and intruding to characterize the force and willfulness of Marie de Gournay's gesture and to represent her seizure of a traditional male prerogative.« Ebd.

6.2 *Cet orphelin qui m'était commis - Marie de Gournays Waisenkinder*

6.2.1 Das Text-Kind und das textuelle Kind

Im Jahr 1635 erschien die letzte von Marie de Gournay zu ihren Lebzeiten besorgte Edition von *Les Essais*, gewidmet dem mächtigen Kardinal Ludwigs XIII., Armand-Jean du Plessis, duc de Richelieu.²⁶ Es ist Marie de Gournay selbst, die sich darin mit einer von ihr verfassten Widmungsepistel an ihn wendet. Dort heißt es unter anderem:²⁷

Il est vrai, MONSIEUR, qu'il vous rend ici, par mon entremise, un hommage fort irrégulier; car ne pouvant vous le donner, je vous ose donner à lui: c'est-à-dire que prête à tomber dans le sépulcre, je vous consigne cet orphelin qui m'était commis, afin qu'il vous plaise désormais de lui tenir lieu de Tuteur et de Protecteur.

Die 1565 geborene Marie de Gournay war zum Zeitpunkt der Abfassung dieser Widmungsepistel 70 Jahre alt, und glaubt man ihrer hier formulierten Lebenshaltung, so erwartete sie in naher Zukunft vom Tod ereilt zu werden – wörtlich: »ins Grab zu fallen« (*tomber dans le sépulcre*). Bereits das macht deutlich, dass es sich um einen von herkömmlichen Konventionen abweichenden Text handelt, den sie selbst als *un hommage fort irregulier* ausweist. Darüber hinaus ist die Intention dieser Widmungsepistel eine andere als die übliche, steht sie doch in Kontrast zu jenen Paratexten der Frühen Neuzeit, die vornehmlich panegyrische Absichten kommunizieren.²⁸ Ihr zentrales Anliegen ist nicht die Huldigung Richelieus, obgleich er einer der wichtigsten Gönner Marie de Gournays war und, laut einer der *historiettes* ihres spöttischen, jüngeren Zeitgenossen Gédéon Tallemant des Réaux (1619–1692), ihr sowie ihren Katzen eine Pension gewährt hatte.²⁹ Vielmehr steht die Formulierung eines an ihn ergehenden Auftrages im Vordergrund: Er, Richelieu, solle als *tuteur* und *protecteur*, als Vormund und Beschützer fungieren für *cet orphelin* – für dieses ›Waisenkind‹ – das ihr anvertraut worden sei.

26 Vgl. zu dieser Edition Desan (²2018f).

27 Gournay (2002q): *Épître à Richelieu*, 343.

28 Hier sei daran erinnert, dass diese rhetorischen Abweichungen zum sehr eigenen Stil Marie de Gournays gehörten, der etwa in ihrer Anna von Österreich zugeeigneten Widmungsepistel – vorgestellt der 1622 erschienenen Schrift *Égalité des Hommes et des Femmes* – mit sehr direkten Worten auch als solcher gekennzeichnet wird. Vgl. dazu erneut: »C'est en la vertu, Madame, qu'il faut que les personnes de votre rang cherchent la vraie hautesse. [...] Quelle est cependant ma rusticité ? Tous autres abordent leurs Princes et leurs Rois en adorant et louant, j'ose aborder ma Reine en préchant !« Gournay (2002b): *À la Reyne*, 964.

29 »Yet as Tallemant des Réaux recounts, with grudging admiration, this ›vieille fille de Picardie‹ won a pension from cardinal Richelieu through sheer force of personality. During the course of an interview that had begun quite badly, she was feisty, clever, and fearless; thus she managed to turn nothing whatsoever into a pension of 200 ecus, then negotiated even better terms by insisting that Richelieu also considers the needs of her maid-servant, her cat, and the possibility of future kittens.« Pal (2012), 209, mit Bezug auf Tallemant des Réaux, *Les Historiettes de Tallemant des Réaux*, hg. v. Georges Mongrédiens, 8 Bde., Paris 1932–1934, hier Bd. II, 213–216. Vgl. hierzu außerdem Gournay (2002q): *Épître à Richelieu*, 343, Anm. C.

Zweifelsohne handelt es sich bei dem hier bald als Waise hinterlassenen ›Kind‹ um *Les Essais*, jenes Werk also, dessen weitere Editionen die Herausgeberin Marie de Gournay nach ihrem Ableben nicht mehr besorgen können sollte und um dessen ›Fortleben‹ sie sich deshalb hier im Zustand größter Fürsorge, aber auch Besorgnis zeigt. Somit ergibt der Handlungssappell an den hier direkt adressierten Richelieu, der »dem Text nun ebenso gehöre wie dieser ihm«, die Rolle des Protektors von *Les Essais* einzunehmen. Nun mag die Intention des Vorworts mit Marie de Gournays eigener Formulierung als *irregular* bewertet werden, nicht so jedoch die auf antike Texte zurückgehende Metaphorik des textuellen Kindes, wie es die vorhergehenden Ausführungen zu Montaignes Rückgriff auf diesen antiken Topos des geistig erzeugten Kindes nachweisen. Nach Montaignes Tod wurde sie also nicht nur weiterhin als dessen *fille d'alliance* anerkannt und gerierte sich also solche,³⁰ sondern sie avancierte, unter Wiederaufnahme der Metaphorik des geistig erzeugten Kindes, nach dem Ableben ihres ›Vaters‹ auch zum ›Vormund‹ seines geistigen Kindes, *Les Essais*. Diese Erhebung zur mütterlichen Gouvernante für *Les Essais* ist eine Eigenstilisierung Marie de Gournays, die umso überraschender und wirkungsvoller ist, als sie sich erstmals in dieser offiziellen Widmung des Jahres 1635 an Richelieu findet, während in den Texten, die ihr Gesamtwerk *Les Advis* ausmachten, von ihrer ›Mutterschaft‹ zwar für *les Advis* die Rede ist, für *Les Essais* jedoch nicht. Hingegen finden sich ähnliche Aussagen, die die Ausführungen in der Widmungsepistel an Richelieu noch vertiefen, in einem von Marie de Gournays Testamenten, in dem sie von ihrer eigenen ›Mutterschaft‹ hinsichtlich ihrer geistigen Erzeugnisse spricht und auf das noch zurückzukommen sein wird.

Naheliegend wäre es nun, jenes durch Marie de Gournays Ausführungen sprachlich-figurativ erzeugte Bild des literarischen Textes als geistiges Erzeugnis in Form eines Kindes oder hier Waisenkindes als wenig originell zu betrachten, greift sie doch auf einen bekannten Topos von der Antike bis Montaigne und dadurch auf ein geläufiges rhetorisches Werkzeug zurück. Genauso wie jedoch Montaigne diesen antiken Topos auf originelle Weise applizierte, verfuhr auch Marie de Gournay nun. Dabei ist die Originalität ihres Vorgehens zwar durchaus, aber nicht in erster Linie darin zu sehen, dass sie mit ihrer Widmung an Richelieu und der darin enthaltenen flehentlichen Bitte im Hinblick auf dieses ›Kind‹ gegen die Konventionen des Text-Genres verstieß – und zwar erneut verstieß aufgrund jener allzu großen Emotionalität, mit der sie bereits als junge Herausgeberin mit ihrem Vorwort zu *Les Essais* im Jahr 1595 aufgefallen war.³¹ Bei der Einordnung dieser Widmungsepistel droht die darin zur Schau gestellte rhetorische Verkleidung von *Les Essais* als Waisenkind zu einer erneut gewagten und lediglich auf Lar moyanz ausgerichteten Effekthascherei zu geraten. Nein, das Originelle und Neuartige

³⁰ Auch die Widmungsepistel an Richelieu in der Edition von 1635 signierte sie als *fille d'alliance* Montaignes.

³¹ Die gereifte, am Ende ihres Lebens stehende Marie de Gournay hatte im Laufe der Zeit zunehmend ihre Eigenheiten gepflegt und sich zu einer selbstbewussten und eigensinnigen Persönlichkeit entwickelt: Hatte sie damals (1595) das betreffende Vorwort für *Les Essais* noch von allen weiteren Publikationen tilgen wollen, beging sie mit diesem letzten Vorwort des Jahres 1635 einen bewussten Stilbruch, der ihr nicht mehr unangenehm war.

der Ausführungen der gereiften Marie de Gournay besteht hier vielmehr darin, weitergehende Erklärungen zu unterlassen. Nicht nur geht sie nicht weiter auf Montaignes ›Vaterschaft‹ für *Les Essais* ein. So nennt sie beispielsweise weder die von ihm für das Werk erkorene Vergil'sche Devise des *Viresque acquirit eundo*, noch verweist sie auf etwaige Passagen im Text selbst, anhand derer der Status des Text-Kindes oder des Waisenkindes für *Les Essais* erläutert werden könnte. Vielmehr legt sie auch den Grundstein dafür, sich das kulturgeschichtlich stets durch Männer ausgeübte Vorrecht geistiger Zeugung und geistiger Vaterschaft anzueignen – ein Aneignungsprozess, der mit den noch zu erläuternden Aussagen in ihrem Testament seine Vollendung finden sollte.

Allerdings überrascht, dass sie auch für ihre eigene Rolle als Schutzbeauftragte für das ›Waisenkind‹ *Les Essais*, das ihr als Mündel unterstellt wurde, keinerlei Erklärungen im Stile jener Brandreden liefert, die ihre zeitgenössischen Rezipientinnen und Rezipienten von ihr gewohnt waren. Marie de Gournays Um-Deutung geistiger Zeugung frappiert, gerade weil sie hier ohne die für sie typischen, durchaus berechtigten, aber eben auch erzürnten Klagen auskommt. Das zeugt von einer großen, geradezu nonchalanten Selbstverständlichkeit, Geschlechtergleichheit nunmehr als Faktum anzusehen. Dabei hatte sie im Rahmen der Frauenfrage bereits 1594 in Passagen von *Le Proumenoïr de Monsieur de Montaigne* sowie insbesondere in den 1620er Jahren mit ihren wortgewaltigen Pamphleten zum Geschlechterverhältnis nicht nur die Gleichheit der Geschlechter dargelegt, sondern zudem mit ihren Schriften immer wieder auf konkrete Ungerechtigkeiten hingewiesen, denen Frauen in ihrer Zeit gesellschaftlich ausgesetzt waren.³² Hier nun eignete sie sich also jene seit der Antike wirkmächtige Metapher an, derer Männer sich bedienten, um mittels geistiger Zeugung einen Text ›zu gebären‹ und als dessen ›Vater‹ aufzutreten, und zwar ohne das weiter zu rechtfertigen. Dieses Auftreten erwuchs Marie de Gournay aus einem Jahrzehntelangen doppelten Wirken als *fille d'alliance* und als vielfach diskutierte, doch letztendlich feste Größe im intellektuellen Leben der Hauptstadt Paris.

Fast ein Jahrzehnt nach der 1635 veröffentlichten Widmung an Richelieu findet sich die Metapher des Kindes in Bezug auf das literarische Gesamtwerk in einem anderen von Marie de Gournay verfassten, nun sogar notariell beglaubigten Dokument: Ein Blick in ihre Nachlassregelungen zeigt, dass sie das metaphorische geistige (Waisen-)Kind als ein rekurrentes Muster auch hier beansprucht, nun jedoch nicht mehr im Hinblick auf *Les Essais*, sondern im Sinne ihres eignen Gesamtwerks, *Les Advis*. So wendet sie sich in ihrem zweiten Testament, verfasst und notariell beglaubigt im Dezember 1644, an einen engen Freund, den libertinen Philosophen und Schriftsteller François de La Mothe Le Vayer (1588–1672):³³

[...] et elle lui [La Mothe Le Vayer] donne aussi son exemplaire de la troisième impression de son livre, *Les Advis* [Herv. d. Verf.] en six cahiers non reliés [...]. Elle lui fait ce don afin que s'il arrivait quelque doute en son esprit ou en celui de ses amis

³² Die Struktur des Textes sowie die Besonderheiten von Marie de Gournays Argumentation vor dem Hintergrund der zeitgenössischen *Querelle des Femmes* erläutere ich in Witt (2020b), weshalb längere Ausführungen zur Schrift *Égalité des Hommes et des Femmes* hier verzichtbar sind.

³³ Gournay (2002cc): *Second Testament* (1644), 1957.

sur quelque difficulté d'intelligence de ce livre par erreur d'impression ou autrement il puisse ou désirer prendre la peine de le résoudre par la vérité de cet exemplaire pauvre orphelin que sa mère [Herv. d. Verf.] commet en mourant à un tel tuteur si fidèle et affectionné [...].

Das *pauvre orphelin*, das ›arme Waisenkind‹, von dem Marie de Gournay hier spricht, kommt einer metaphorischen Verkleidung ihres Gesamtwerks *Les Advis* gleich. Materiell befand sich das Werk laut ihrem Testament in ihrem Besitz und lag in Form von sechs ungebundenen Heften sowie in seiner dritten Auflage vor. In der gleichen Weise also, wie sie Richelieu in der genannten Widmungsepistel von 1635 darum ersuchte, dem geistigen Waisenkind *Les Essais* ein Protektor und Vormund zu sein, überantwortet sie jetzt ihr eigenes geistiges, textgeborenes Kind – ihr Text-Kind –, das aufgrund ihres Todes zum Waisenkind werden wird, dem »treuen und ergebenen Vormund« La Mothe Le Vayer. In der im Testament gewählten Formulierung schwingt implizit die Hoffnung mit, La Mothe Le Vayer – somit designierter Erbe des Werks und Vormund des geistigen ›Waisenkindes‹ – werde bei künftigen Nachdrucken über die Rechtmäßigkeit der posthumen Multiplizierung der *Advis* insgesamt wachen. Das geht also über den im Testament genannten Einzelfall hinaus, wonach sich »Unklarheiten bei ihm oder bei seinen Freunden in Bezug auf den Inhalt des Werks« einstellen könnten. Hierdurch werden nicht nur das Text-Kind, sondern auch das textuelle Kind im Sinne aller potenziellen künftigen Realisierungen des Ausgangstextes, an La Mothe Le Vayer und somit an die Nachwelt übertragen. Dabei leistet eine gesteigerte larmoyante Rhetorik einen maßgeblichen Beitrag dazu, dass *Les Advis* zu einem metaphorischen Kind avanciert.

Die geistig und textuelle Erschaffende, biologisch jedoch kinderlos gebliebene Marie de Gournay muss aufgrund ihres bevorstehenden Todes (*en mourant*) als ›Mutter‹ ihres geistigen Lebenswerks, *Les Advis*, dieses *pauvre orphelin* – arme Waisenkind – hinterlassen. Folglich tritt der testamentarische Text aus seiner notariellen Funktion eines den Nachlass regelnden Dokuments an dieser Stelle heraus, um mittels der Metapher des textuellen Waisenkindes kurzfristig in die Rhetorik eines autonekrologischen, das heißt von der Sterbenden selbst in Bezug auf das Leben nach ihrem Tode verfassten Textes zu verfallen. Die somit unverrückbar festgeschriebene Mutterschaft Marie de Gournays über ihr geistiges Erzeugnis geschieht zu dem Zweck, *Les Advis* in seiner metaphorisch transformierten, anthropomorphen Gestalt der posthumen Obhut La Mothe Le Vayers zu unterstellen. Kurz sei erläutert, warum ausgerechnet er testamentarisch mit dieser für Marie de Gournay so entscheidenden Aufgabe der posthumen Fürsorge für diese literarischen Texte als Hinterlassenschaften befasst wurde und nicht einer der anderen Marie de Gournay nahestehenden Literaten, die sich regelmäßig in den von ihr veranstalteten Diskussionsrunden in ihren bescheidenen Behausungen einfanden.³⁴

34 Zu den regelmäßig bei Marie de Gournay Einkehrenden (vgl. hierzu z.B. Ilsley (1963), 11ff.; Fogel (2004), 259–284; Dotoli (2001), 67–68), die sich wöchentlich oder gar täglich zu Gesprächen mit ihr einfanden, gehörten – um nur einige zu nennen – neben La Mothe Le Vayer der bereits genannte Abbé de Marolles (1600–1681), der ebenfalls schriftstellerisch tätige Kleriker François Ogier (1597–1670), Guillaume Colletet (1598–1659) und Claude de L'Estoile (1597–um 1652), beide Gründungsmitglieder der *Académie française*, der Bibliothekar Gabriel Naudé (1600–1653), der Literat Gilles Ménage (1613–1692) – er war, ebenso wie La Mothe Le Vayer, ein streitbarer Gegner Vauge-

François de La Mothe Le Vayer gehörte zu einem Kreis libertiner Denker und war somit einer der Vertreter des *libertinage érudit*,³⁵ von denen Marie de Gournay rasch fasziniert war. Giovanni Dotoli vertritt die Hypothese, sie sei eine »libertine cachée«³⁶ gewesen. La Mothe Le Vayer, den Marie de Gournay erstmals im Rahmen der Zusammenkünfte im *salon* der Margarete von Valois kennenlernte,³⁷ wird sich vor ihr sogleich dadurch ausgezeichnet haben, dass er sich als großer Verehrer Montaignes und seines Werks zeigte.³⁸ Bereits seine erste Schrift, die im Jahr 1630 ohne Privileg und unter dem Pseudonym Oratius Tubero publiziert wurde und namentlich fünf an der Antike orientierte Dialoge enthielt – *Cinq dialogues faits à l'imitation des Anciens*³⁹ –, illustriert, welches Gedankengut ihn mit Marie de Gournays und deren *père d'alliance* verband, nämlich die Orientierung an der pyrrhonischen Skepsis.⁴⁰ Retrospektiv wird La Mothe Le Vayer jedoch als ein im Vergleich zu Montaigne ungleich radikalerer Vertreter eines durch ihn ins 17. Jahrhundert hineinwirkenden Skeptizismus gelesen.⁴¹ Er gehörte, dies bezeugen Notizen des Abbé de Marolles in seinen ab 1656 erschienenen *Mémoires*,⁴² auch zum Kreis

las’ –, Jean-Louis Guez de Balzac (1597–1654), der insbesondere mit seinen *Lettres* höchst erfolgreich war, sowie die schöne und während der Minderjährigkeit Ludwigs XIV. und der *Fronde* eine wichtige Rolle spielende Anne-Geneviève de Bourbon-Condé (1619–1679), verheiratete duchesse de Longueville. Mit zahlreichen Geistesgrößen ihrer Zeit hielt Marie de Gournay auch brieflich Kontakt, wie das Beispiel der mehrfach erwähnten Anna Maria van Schurman zeigt.

- 35 Vgl. zu La Mothe Le Vayer als Vertreter des *libertinage érudit* im Umfeld der sogenannten *Académie putéane* (wahrscheinlich wurde diese Bezeichnung von Guez de Balzac geprägt, und zwar in Anlehnung an den Namen Puteanus, den lateinischen Namen der Brüder Dupuy) den Artikel von Dupuy (2018), Schneider (2015) und Brossmann (2006) sowie dies betreffende Passagen in Grimm (2005), 89–91.
- 36 »Je lance l'hypothèse que M^{lle} de Gournay est une libertine cachée, comme la plupart de ses amis.« Dotoli (2001), 68. Im Übrigen sollte Marie de Gournay den ebenfalls libertinen und aufgrund seiner Homosexualität verfolgten sowie verurteilten Théophile de Viau (1590–1626) verteidigen. Vgl. hierzu z.B. Fogel (2004), 265ff.
- 37 Vgl. dazu erneut Devincenzo (2002), 90, und Viennot (1993), 219.
- 38 Vgl. ebd. sowie Grimm (2005), 89: »Seine große Gelehrsamkeit gestattet La Mothe Le Vayer den Rückgriff auf die Tradition des Skeptizismus, die [...] am Ausgang des 16. Jahrhunderts in Montaignes *Essais* eine einflussreiche Synthese erfahren hatte. Er kennt die Schriften Montaignes durch die Vermittlung M^{lle} de Gournays, der ›fille d'alliance‹ des Philosophen, mit der er befreundet war. Vertraut ist La Mothe Le Vayer auch mit dem Werk des Theologen Pierre Charron, der seit 1576 als Kanonikus in Bordeaux lebt und stark von Montaigne beeinflusst ist.« Dotoli (2001), 50, vertritt die These, Marie de Gournay habe gar den entscheidenden Einfluss auf die libertinen Denker ihrer Zeit in deren Rezeption von *Les Essais* ausgeübt: »Quand ceux-ci quittent la scène, Montaigne tombe aussi. La date de l'édition de 1635 est capitale : elle marque le point le plus haut des libertins et de Montaigne!«
- 39 Vgl. La Mothe Le Vayer (1716 [1630]) sowie die Ausführungen zu diesem Werk in Grimm (2005), 89.
- 40 Ohnehin gehörte der Bezug auf die Tradition des antiken Skeptizismus zum Selbstverständnis der Vertreter des *libertinage érudit*. Vgl. hierzu Grimm (2005), 86–87, hier 87: »Sie verstehen sich selbst als Erben des Humanismus und knüpfen bewusst an die von Montaigne wiederbelebte Tradition des antiken Skeptizismus an; zugleich aber sind sie eingeschworene Gegner des herrschenden Lehrbetriebs an Universitäten [...].«
- 41 Vgl. hierzu erneut Brossmann (2006) und Grimm (2005), 89–91.
- 42 Die Aufzeichnungen in den *Mémoires* bezeugen, dass Abbé Michel de Marolles Marie de Gournay gegenüber sehr wohlwollend eingestellt war, sie verteidigte und ihre Meriten sowie ihr Gesamtwerk bewarb. Ihm sind zudem wertvolle Informationen zu Marie de Gournays bis in hohe klerikale

der regelmäßig bei Marie de Gournays Zusammenkünften geladenen Intellektuellen der damaligen Gelehrtenrepublik.⁴³ Folglich waren ihm und Marie de Gournay ähnliche Ansichten zu sprachpolitischen und anderen zu diskutierenden Fragen ihrer Zeit gemein.⁴⁴ Trotz seines zunächst freigeistigen Aufretens schlug La Mothe Le Vayer letztlich unter Protektion Richelieus und später Mazarins eine arrivierte Laufbahn bei Hofe als Erzieher ein, und zwar als Pädagoge für die beiden Söhne Anna von Österreichs, das heißt für Philippe von Bourbon, Herzog von Orléans (1640–1701) und den künftigen Ludwig XIV. (1638–1715).⁴⁵ Bemerkenswerterweise erreichte La Mothe Le Vayer also eine gesellschaftliche Stellung, in deren Rahmen er Erziehungsgrundsätze konkret bei Hofe vermitteln konnte, die mit jenen Überlegungen Marie de Gournays große Übereinstimmungen aufwiesen, die sie zuvor aus einer theoretischen Warte in ihren Erziehungsschriften eruiert

und royale Sphären reichende Netzwerke zu verdanken, denn de Marolles zählt im selben Zug den Kreis ihrer Gönner und Freunde auf sowie teilweise die von ihnen an Marie ergangenen Förderungen, wobei er bewusst ihre Freundschaften zu gelehrteten Männern der Gelehrtenrepublik betont. Im Rahmen der im Laufe seines Lebens den *Mémoires* hinzugefügten Aufzeichnungen geschah dies übrigens auch über Maries Tod hinaus. Vgl. Marolles (1556–1557), 58 [Anpassungen ans Neufranzösische d. Verf.]: »Cette bonne fille que j'ai toujours beaucoup estimée et que je visitais souvent en mon particulier, avait l'âme candide et généreuse. Sa beauté était plus de l'esprit que du corps et [elle] faisait [beaucoup de] choses qui ne sont pas ordinaires aux personnes de son sexe. Nous avons plusieurs de sa façon en prose et en vers, qui sont recueillis en un seul volume, [et elle] l'a intitulée *Presens de la Damoiselle de Gournay*. [Herv. i. Orig.] Ceux qui l'ont voulu railler n'ont pas trouvé sujet de s'en glorifier [et] plusieurs grands personnages lui ont donné des louanges pendant sa vie et après sa mort, entre autres Michel de Montaigne, Juste Lipse, les cardinaux Du Perron et de Richelieu, M. Cospéan évêque de Nantes, M. de la Roche posay, évêque de Poitiers, M. Séguier, chancelier de France [et] Mess. les Surintendants, qui ont toujours eu soin de lui payer une pension assez médiocre et [elle] n'en a jamais voulu avoir davantage, à la charge de se servir d'un carrosse, comme je sais qu'il lui fut offert de la part de M. le Card. de Richelieu. Plusieurs savants hommes la visitaient, aussi fort souvent, [et] la bonne Damoiselle comptait au rang de ses meilleurs amis M. de La Mothe Le Vayer, M. le prieur Ogijer et M. son frère, Mess. les Haberts, Cerisai, Lestoile, Boisrobert, de Reuol, Colletet, Malleuille, tous assez connus dans la République des lettres, et si je ne me trompe pas, elle me faisait l'honneur de me mettre en ce nombre-là.«

- 43 La Mothe Le Vayer wird von Dotoli (2001), 68, als enger und langjähriger Freund Marie de Gournays identifiziert: »[...] La Mothe Le Vayer, son ami numéro un, jusqu'à sa mort«. Vgl. außerdem zur Nennung Marie de Gournays durch Autoren des 16., 17. und 18. Jahrhunderts beispielsweise Dezon-Jones (1994), 204, und Devincenzo (2002), 138ff. Vgl. zur Freundschaft zwischen La Mothe Le Vayer und Marie de Gournay unter anderen Devincenzo (2002), 274–275.
- 44 Vgl. Dotoli (2001), 72, sowie zu den sprachpolitischen Ansichten La Mothe Le Vayers Grimm (2005), 121–122, der u.a. auf dessen schriftliche Repliken zu Vaugelas' *Remarques sur la langue française* verweist.
- 45 Vgl. hierzu die Bemerkung bei Grimm (2005), 122: »Wie Marie de Gournay ist auch La Mothe Le Vayer ein Verfechter des von [Mathurin] Régnier befürworteten ›souverain style‹. Wie schwach indes die Position von dessen Befürwortern einerseits und wie unwiderstehlich andererseits der Sog ist, der von der immer mächtiger werdenden Monarchie ausgeht, veranschaulicht ein symptomatisches Detail aus dem Leben La Mothe Le Vayers: Während der Skeptiker Montaigne es ablehnte, sich am Hofe Heinrichs IV. als Höfling niederzulassen, übernimmt La Mothe Le Vayer 1649 das Amt des Prinzenziehers, das er bis 1660 ausübt. Damit ist er ›sprachpolitisch neutralisiert.‹«

hatte.⁴⁶ Im Übrigen hielt die Verbundenheit zwischen diesem Bewunderer Montaignes und Marie de Gournay über Generationen hinweg sowie über ihren Tod hinaus an, wenn man bedenkt, dass La Mothe Le Vayers Sohn, Félix de La Mothe Le Vayer (?–?), nach Marie de Gournays Ableben ein Epitaph für sie verfassen ließ.⁴⁷

Um nun aber auf jene notariell beglaubigte Zueignung Marie de Gournays an François de La Mothe Le Vayer in ihrem Testament des Jahres 1644 zurückzukommen, so handelte es sich hierbei also nicht nur um die Weitergabe des konkreten Werks *Les Avis*, wie es zum Zeitpunkt der Testamentsabfassung haptisch fassbar und materiell in Obhut der Sterbenden befindlich war – das heißt in sechs gebundenen Heften. Durch die metaphorische Verkleidung des Werks als Waisenkind geriet die an La Mothe Le Vayer gerichtete Bitte Marie de Gournays nämlich zu einem eindringlichen Appell, das posthume Leben ihres gesamten geistigen Schaffens zu bewahren: Geschützt werden sollte folglich nicht nur das einzelne, sich im Nachlass befindliche Werk, sondern implizit gemeint waren auch alle materiell noch nicht präsenten Realisierungen von *Les Avis*, etwa mögliche Auflagen und Kommentare zu diesem Werk – das heißt alle künftigen potentiellen materiellen Drucklegungen dieses ›geistigen (Waisen)Kindes‹, also dessen, was im Rahmen dieser Arbeit als ›textuelles Kind‹ bezeichnet wird. Durch diese Bitte und Festlegung entstand eine Duplizierung des Werks oder vielmehr der Werke Marie de Gournays: Zum einen ist in dem Testament von dem historischen, das heißt materiell anwesenden Werk *Les Avis* in Form von sechs Heften die Rede, zum anderen von dem Werk als geistigem Kind, das metaphorischer Träger sowohl des Ausgangswerks als auch aller zukünftiger Realisierungen desselbigen ist. Im Hinblick auf diese posthume Entwicklung ihrer geistigen Erzeugnisse schrieb Marie de Gournay der genannten Ausgabe in sechs Heften der *Advis* somit eine besondere Rolle zu. Da sie ihr einen als unumstößlich intendierten Wahrheitsanspruch beimaß, erhob sie sie zum sakrosankten Referenzwerk für die Bewahrung und Deutung ihres geistigen Nachlasses. Ebenso wie im Vorwort der *Essais*-Edition von 1635 genrespezifische Konventionen unterlaufen werden, indem der

46 Vgl. beispielsweise Gournay (2002): *De l'Éducation*, 581f., hier 581–582. Unter anderem in dieser wahrscheinlich im Jahr 1600 Heinrich IV. und seiner Frau Maria von Medici überreichten Schrift stellt sie freilich auch einen Bezug zu Montaignes Ausführungen zur Kindererziehung her, insbesondere zu jenen in I,26 (vgl. Montaigne (2007u): *De l'institution des enfants*): »Ce Socrate de la France, je dirais de l'Europe si l'autre n'y avait pris naissance le premier, a rendu l'homme à soi-même, le divertissant d'un vain emploi des sciences étrangères et superflues à sa condition, qui semblaient le transporter hors de son propre et naturel domicile afin de le dépayser. Et corrigeant ensuite la fausse prudence d'une vieille méthode en l'étude de la bonne science même qui lui est naturelle et nécessaire. À bon droit se plaint-il de voir nos jeunes gens, s'ils aiment les livres, entièrement occupés aux études, qui ne regardent que le discours ou la méditation et qui sont d'ailleurs pour la pluspart hors de la portée de leurs écoliers et de celles des hommes en général. Cependant qu'ils devraient apprendre à connaître le poids du besoin qui les convie à la bonne et vraie discipline. Cela s'appelle, s'il le faut répéter, discipline de la raison et des mœurs, enseignée à la mode de ce grand auteur.«

47 Vgl. hierzu Dezon-Jones (1988), 14, und erstmals für die deutschsprachige Forschung Dappen (1926), 6. Im Übrigen war Félix La Mothe Le Vayer, neben anderen Literaten, einer derjenigen Bewunderer Marie de Gournays, die lobende Lyrik ihr zu Ehren verfassten. Diese Texte wurden in Hilarion de Costes' (um 1595/96–1661) *Eloges et les Vies des Reynes, des Princesses, et des dames illustres* veröffentlicht. Vgl. hierzu Dotoli (2001), 135, Anm. 286.

Text die Fürbitte für das Waisenkind *Les Essais* transportiert, avanciert auch die testamentarische Regelung von einem notariellen Dokument zu einem bewusst devianten, da ungewöhnlich larmoyant gefärbten Text. Außerdem vollzog Marie de Gournay damit den endgültigen Schritt von der *tutrice* – dem Vormund für *Les Essais* – zur symbolischen Mutter ihres eigenen Lebenswerks.

Rückblickend lässt sich festhalten, dass sowohl in der eigentlich enkomastiisch ausgelegten Widmungsepistel des Jahres 1635 an Richelieu als auch in dem im Grunde trockenen, juristischen Text der testamentarischen Nachlassregelung Marie de Gournays von 1644 stilistische Brüche auffallen. Sie ergeben sich aus der Diskrepanz zwischen einerseits jenen Textpassagen, in denen von ihrer Rolle als ›Stief-Mutter‹ von *Les Essais* sowie als ›Mutter‹ von *Les Advis* die Rede ist – hier verfällt sie in wehklagende Ausführungen und einen larmoryanten Sprachduktus –, und andererseits dem restlichen Textumfeld, das den jeweiligen Gattungskonventionen weiterhin verhaftet bleibt. Nun hat die Forschung zwar die Übereignung ihrer Werke an La Mothe Le Vayer sowie im Übrigen auch die testamentarische Übergabe ihrer gesamten Bibliothek an diesen vielfach herausgestellt,⁴⁸ dem Stellenwert des Topos des literarischen Textes als Kind für Marie de Gournay allerdings bisher keine Beachtung geschenkt. Abschließend soll deshalb mit einem Exkurs zu Catherine des Roches gezeigt werden, welche Funktion symbolische Mutterschaft in frühneuzeitlichen Texten schreibender und dabei unverheirateter Frauen spielen konnte. Anhand des Vergleichs Marie de Gournays, und zwar sowohl im Hinblick auf das literarische Werk als Kind in ihren literarischen Texten als auch in Bezug auf den jeweiligen biographischen Hintergrund, mit dieser anderen *femme de lettres* und *femme studieuse* wird aufgezeigt, welche Alleinstellungsmerkmale Marie mit Blick auf diesen Topos auszeichnen. Ausgehend davon können dann Annahmen dazu formuliert werden, welche Funktionen er im und für das Werk Marie de Gournays erfüllte.

6.2.2 Das literarische Werk als Kind im Vergleich: Catherine Des Roches und Marie de Gournay

Marie de Gournay war nicht die einzige frühneuzeitliche Autorin, die symbolische Mütterschaft für sich beanspruchte, indem sie ihr Gesamtwerk zu ihrem Kind erhob. Auch Catherine des Roches tat dies, allerdings in und mit einem lyrischen Text. In *À Mes Écrits* wendet sie sich an ihre Schriften als ihre ›Kinder‹:⁴⁹

Je ne pensais jamais que vous eussiez de force.
Pour forcer les efforts de l'oubli, ni du temps,
Aussi, je vous écris, comme par passe-temps
Fuyant d'oïsiveté, la vicieuse amorce.

48 So etwa bei Dotoli (2001), 71–73, und Devincenzo (2002), 274f.

49 Zitiert nach der französisch-englischen Ausgabe von Larsen (2006), 112, jedoch dem Neufranzösischen angepasst; die Hervorhebungen sind von der Verfasserin.

Et pour ce mes écrits, nul de vous ne s'efforce
 De vouloir me laisser car je vous le défends.
 Ou, voudriez-vous aller, hé ! *mes petits enfants*,
 Vous êtes habillés d'une si belle écorce.

Je crois que vous pensez me faire quelque honneur
 Pur m'emporter aussi, envieux du bonheur
 Que deux frères ont eu portant leur mère au temple :

Lorsqu'elle en demanda digne loyer aux Dieux,
 Un sommeil éternel leur vint siler les yeux,
 Et cela (*mes enfants*) vous doit servir d'exemple.

Es fällt auf, dass mit dem Auftakt des Sonetts unmittelbar Motive des *tempus fugit* und damit der *vanitas* hergestellt sind, indem das lyrische Ich zunächst seinem Erstaunen darüber Ausdruck verleiht, dass »ihr« – gemeint sind die im Titel und nun hier in der zweiten Person Plural adressierten eigenen Schriften – es vermochten, die nagenden Kräfte des Vergessens und der fortschreitenden Zeit zu parieren. Diese Schriften werden im ersten Quartett folglich als ein sich in der Mehrzahl befindliches Gegenüber vom lyrischen Ich direkt angesprochen und können als diesem nahezu oder gar vollkommen gleichwertig gelten.⁵⁰ Zudem wird, ebenfalls im ersten Quartett, das häusliche und in der Freizeit erfolgte Schreiben oder Anschreiben der Schriften betont, und zwar geboren aus dem Ansinnen, Müßiggang und Untätigkeit zu entfliehen.⁵¹ Erst ab dem zweiten Quartett werden die Schriften als *enfants* bezeichnet: Das lyrische Ich sperrt sich vehement gegen den ›Weggang‹ ihrer ›Kinder‹ und Schriften – also gegen ihre Veröffentlichung – indem sie die allzu dünne Hülle (*écorce*) und deshalb die Unmündigkeit, will heißen: Nicht-Publizierbarkeit dieser ›Sprösslinge‹, herausstellt. Ermahnend, doch auch erfüllt von Angst, stellt das lyrische Ich sodann die Gefahren allzu großen Strebens nach Belohnung – in diesem Fall nach schriftstellerischem Ruhm – mit dem Bezug auf das mythologische Brüderpaar Biton und Kleobis heraus.⁵² Analog hierzu wird in den beiden Terzettten von *À Mes Écrits* die Überlegung Catherines, inwiefern sie die Veröffentli-

50 Denn das hier transitive Verb ›écrire‹ ist doppeldeutig: ›Je vous écris‹ kann einerseits bedeuten, dass Catherine sie, die Schriften, verfasst und damit erst ins Leben ruft. Andererseits kann es auch ›Ich schreibe euch an‹ heißen, womit das Adressieren von Gesprächspartnern auf Augenhöhe mittels schriftlicher Kommunikation gemeint ist.

51 Dieser häusliche Rahmen findet sich auch in Catherines Sonett *La Quenouille* (1579), in dem sie das für Frauen damals typische ›Haushaltsgerät‹, die *quenouille* – ihren Spinnrocken –, besingt und ihm ihre *plume*, die Schreibfeder, als gleichwertig zur Seite stellt. Catherine Des Roches gibt zu erkennen, dass *la quenouille* von ihr zwar nicht vernachlässigt wird, sie sich von dieser die Aktivitäten ihrer *plume* aber nicht verstellen lässt. Indirekt nimmt sie damit Bezug auf die bereits erwähnte, ebenfalls *La Quenouille* benannte Ode Ronsards, in der dieser ein ungleich konservativeres Frau-enbild zeichnet, indem er das junge Landmädchen Marie emsig an ihrem Spinnrocken arbeiten lässt und sie gegen andere Frauen abhebt, die sich mit Oberflächlichkeiten – etwa ihren Frisuren, Schmuck und Schminke – befassen. Vgl. dazu Schwan (2006), 14–17; Zimmermann (2005), 166–167.

52 Die von ihrer Mutter bei den Göttern erbettene Belohnung dafür, dass ihre beiden Söhne sie dank Aufbietung ihrer vereinten Kräfte rechtzeitig zu einem Opferfest der Hera zogen, bestand darin, dass sie sofort, und damit auf dem Höhepunkt ihrer Schönheit, Jugend und Stärke, einen schmerz-

chung ihrer Schriften zulassen und damit ihrem eigenen Wunsch nach Unsterblichkeit Raum geben solle, letztlich in eine Warnung an diese ›Kinder‹ umgemünzt und somit auf die eigenen Schriften projiziert. Dadurch wird den Texten die entscheidende Zugkraft überantwortet, denn sie selbst – nicht Catherine – strebten gar allzu eifrig nach unsterblichem Ruhm, wobei ihre ›Mutter‹ ihnen mit Verweis auf das Schicksal Bitons und Kleobis' die Illusion nimmt, Unsterblichkeit tatsächlich erlangen zu können.⁵³

Jüngst hat sich Nupur Patel erstmals damit befasst, auf welche Weise Catherine Des Roches den Topos des Kindes in diesem Sonett einsetzte, um als gewollt unverheiratete junge Frau symbolischer Mutterschaft Ausdruck zu verleihen. Bisher sei von der Forschung die Stilisierung von Mutterschaft durch und im Text lediglich für Catherines Mutter Madeleine, über die noch zu sprechen sein wird, herausgestellt worden.⁵⁴ Anne R. Larsen weise kurz darauf hin, so Patel, dass Catherine mit ihrer Selbststilisierung als Mutter ihrer literarischen Werke einen Topos für sich appropriert habe, der zuvor bereits von Vertretern der *Pléiade* eingesetzt worden sei.⁵⁵ Diese Stilisierung sei, wie bei so vielen schreibenden Frauen ihrer Zeit, auch aus der Notwendigkeit heraus erfolgt, die eigene Beschäftigung mit Literatur oder sogar deren Produktion zu rechtfertigen und zu verteidigen. Insbesondere der Druck und die Veröffentlichung von Texten standen in der Frühen Neuzeit im Ruch des Vulgären.⁵⁶ So weist Patel darauf hin, dass Catherine sich aus diesem Grund ganz bewusst auf jene Verhaltensnormen für Frauen beziehe, die in zeitgenössischen Didaxen und Benimmbüchern postuliert wurden. Folglich gebe sie in *À Mes Écrits* die Abfassung ihrer Schriften bewusst als Freizeitaktivität aus und impliziere

losen Tod fanden. Vgl. zu diesem Bezug Catherines auf das mythologische Brüderpaar Larsen (2006), 285, Anm. 69, und Patel (2021), 21.

53 Bei Catherine des Roches ist also das evozierte, im *Phaidros* deutlich werdende Unbehagen angesichts der Selbständigkeit schriftlicher Erzeugnisse und der Gefahr ihres ›Auswucherns‹ mittels einer ›Infantilisierung‹ der eigenen Schriften pariert worden. Hier dient dies dazu, nun eine eindeutige Machtrelation zwischen dem ge- oder vielmehr verbietenden lyrischen Ich und den zu Gehorsam aufgerufenen Schriften herzustellen. Es mag sein, dass dieses Unbehagen keiner tatsächlichen, tiefshürfenden Angst der Verfasserin entsprach, sondern hier vielmehr im Sinne einer Bescheidenheitsrhetorik sowie einer *captatio benevolentiae* zu verstehen ist – auch Patel (2021), 20, spricht diesbezüglich von einem *humidity topos* –, denn schließlich widerlegte sie ja eben mit der erfolgten Veröffentlichung die Besorgnis, ihre ›Schrift-Kinder‹ seien nicht reif für den Druck.

54 »Despite this attention, most scholars have neglected to study the importance of motherhood in her life story and works, instead attributing this to Madeleine.« Patel (2021), 19.

55 Dies wurde auch bei dem im Rahmen dieser Arbeit erfolgten Blick in die Literatur- und Kulturgegeschichte dieses Topos deutlich. Vgl. hier Larsen (2006), 82, zitiert nach ebd., 19, Anm. 3.

56 Die Druckerresse wurde gar in eine metaphorische Analogie zur promiskuitiven Prostituierten gesetzt, sodass die Verfasserinnen von Texten also Gefahr liefen, von ihren Zeitgenossen mit einer solchen identifiziert zu werden. Vgl. dazu die Bemerkungen von Brooks (2005), 5–6 u.a. ebd.: »Alar-mist reactions to new forms of writing technology are, of course, not new [...]. Where Birkets, for example, frets about the threat ›the rush of impulses‹ generated by computers poses to print's ›stable hierarchies‹, Filippo di Strata concisely expresses a comparable concern when he asserts ›Est Virgo Hec Penna: Meretrix Est Stampificata‹ (The Pen is a virgin, the printing press a whore).« Vgl. außerdem Patel (2021), 19–20.

damit, dem Schreiben lediglich als Ausgleich zu ihren Tätigkeiten im Haushalt nachgegangen zu sein.⁵⁷

Allerdings, so bemerkt Julia Pieper, fallen bei eingehender Betrachtung der Schriften Catherine und ihrer Mutter Madeleine auffallende Divergenzen auf, was dieses Ideal der emsigen Hausfrau betrifft.⁵⁸ In der Tat ist auch der Topos des Werks als Kind – beziehungsweise in diesem Fall der Schriften als Kinder – allein unter Berücksichtigung der für Catherine zentralen blutsverwandtschaftlichen Relation in ihrem Leben zu verstehen, nämlich jener zu ihrer Mutter. Im Gegensatz zu Marie de Gournay, deren Bildungsbestrebungen von ihrer Mutter abgelehnt wurden und die sich als Waise nicht durch ihre leibliche Familie in ihren literarischen Bestrebungen unterstützt wissen durfte, konnte Catherine auf die Förderung durch ihre Mutter Madeleine Des Roches – eigentlich Madeleine Neveu – bauen. Sie bot ihrer Tochter für deren intellektuelle Entwicklung den entscheidenden Schutzraum, und zwar im räumlichen, ökonomisch-materiellen wie auch ideologischen Sinne. Als wohlhabende Bürgerliche aus Poitiers, die nach dem Ableben ihres zweiten Ehemannes entscheidende ökonomische Voraussetzungen genoss, hatte sie mit Catherine in ihrer Heimatstadt einen Salon ins Leben gerufen, der von angesehenen Intellektuellen ihrer Zeit frequentiert wurde.⁵⁹ So war im Hause der Dames Des Roches unter anderem auch Étienne Pasquier als regelmäßig Geladener anzutreffen⁶⁰ – ebenjener Jurist also, der in seinem Brief an Maître Pélégé von Montaignes ›beiden Töchtern‹ spricht und dabei Marie de Gournay als dessen geistige Erbin hervorhebt.

Madeleine, die erst spät – aus ihrer Sicht zu spät – in ihrem Leben ihren intellektuellen Leidenschaften ungestört nachgehen konnte, hielt ihre Tochter Catherine dazu an, niemals zu heiraten, um sich dem Wissenserwerb und ihrer Neigung zur Literatur vollkommen zu widmen. Aber auch sie selbst verfasste Schriften und veröffentlichte sie:

-
- 57 Vgl. Patel (2021), 19–20: »The terms ›passe-temps‹ and ›oisiveté‹ reveal her attempt to present her writing as a pleasure activity in which she indulges only when she has free time. [...] Moreover, Catherine's words mirror the contemporary discourses of certain writers of male conduct manuals, works which determined the role of early modern women. Juan Luis Vives, for instance, argues that women should spend their hours completing household tasks. [...]. In her sonnet, Catherine suggests that writing keeps her active and productive during her free time. This is particularly necessary for her to do at a time when woman's place in print was vulnerable due to the connection made between printing and promiscuity: printing was perceived as a vulgar act which could harm a woman's modesty and, by association, her reputation.«
- 58 Pieper (1997), 58–59: »Bei näherer Betrachtung ergeben sich jedoch bedeutende Abweichungen von diesem Ideal: Der Bildungsanspruch der Dames des Roches ging über die den Frauen empfohlenen Lektüren erheblich hinaus und verfolgte weitergehende Ziele als die Ausbildung zu einer guten Ehefrau und verantwortungsvollen Mutter, ein Geschlechterentwurf, den insbesondere Catherine scharf ablehnte.«
- 59 Hierzu gehörten etwa Scéole de Sainte-Marthe (1536–1623), Barnabé Brisson (um 1531–1591), Antoine Loisel (1536–1617) und Odet de Turnèbe (1552–1581). Vgl. dazu Simonin (2001), 351–352.
- 60 Berühmt geworden ist in diesem Kontext das 1582/83 erschienene lyrische Sammelwerk *La Puce de Madame Desroches*: Als während einer geselligen Zusammenkunft im Salon der Damen ein Floh am Dekolleté Catherine Des Roches' bemerkt wurde, inspirierte dies zunächst Pasquier zu Versen auf diesen Flo am Busen Catherine. Daraufhin folgten ihm andere Literaten in einer Art ludischen Wettstreits mit Texten nach. Vgl. dazu beispielsweise Pieper (1997), 60–61 und 60, Anm. 3, sowie insbesondere Tarte (2007), 26ff.

Drei gemeinsam herausgebrachte Werke erschienen 1578, 1583 und 1586 zum Teil bei Abel L'Angelier – *Œuvres*, *Les Secondes Œuvres* sowie *Les Missives* –, die stets die gleiche Struktur aufweisen: einen ersten Teil, der einen Widmungsbrief Madeleines an die Tochter und deren Werke enthält, sowie einen zweiten Teil mit den Texten Catherine's.⁶¹ Patel bemerkt, dass Madeleine in ihrer Widmungsepistel an die Tochter, *Épître à ma Fille*, betone, es sei Catherine gewesen, die ihr den Mut dazu gegeben habe, sich mit ihren Schriften an die Öffentlichkeit zu wenden.⁶² Dadurch werde bei den Dames Des Roches ›Mutterschaft‹ zu einer Qualität, die nicht von dem eigentlichen, dem biologischen Vorgang des tatsächlichen Gebärens abhänge, sondern vielmehr eine beschützende Eigenschaft sei, die Catherine – in einer Umkehrung der Rollen der Mutter und der Tochter – umgekehrt auch für Madeleine habe ausüben können.⁶³ Bevor auf Catherine's Aneignung des Topos des literarischen Werks als Kind in *À Mes Écrits* zurückgekommen werden kann, muss deshalb auf den Stellenwert der Verbindung zwischen Mutter und Tochter sowie die Eigenheit ihres literarischen Namens ›Des Roches‹ eingegangen werden.

Obgleich die Gelehrsamkeit und Tugend der Dames Des Roches bereits zu Lebzeiten von ihren Zeitgenossen bewundert und sie mit ihren Schriften noch im 17. Jahrhundert in Ansätzen kanonisiert wurden,⁶⁴ sahen sie sich auch Kritik ausgesetzt. Das enge Band zwischen Mutter und Tochter – die beide am selben Tag an der Pest versterben sollten – gab Anlass zu Unmut, da die wohlhabende und schöne Catherine sich der Ehe verweigerte und hierbei von ihrer Mutter unterstützt wurde.⁶⁵ Zudem waren ein Rückzug von gesellschaftlichen Rollen und die Hinwendung zur emsigen Literaturrezeption in der Studierstube im Sinne des *otium cum litteris* – auch *otium cum dignitate* genannt⁶⁶ –, wie sie bei Montaigne evident geworden sind, in der Frühen Neuzeit nur Männern oder ausnahmsweise hochadeligen Frauen gewährt, wie etwa der hier bereits vielfach erwähnten Margarete von Valois (1553–1615).⁶⁷ Eine derart intensive Beschäftigung mit Literatur – zumal sie dann auch noch in eine eigene literarische Tätigkeit münden konnte – war

61 Pieper (1997), 60.

62 Vgl. Patel (2021), 20. Die Epistel findet sich in der kritischen Ausgabe von Larsen (2006), 46–50.

63 »[Catherine] offers her mother companionship and strength in the face of public scrutiny; the maternal-filial roles have been reversed. This suggests that maternity is less an identity than a quality that both women can represent, each for the other. It also makes greater sense of Catherine's rhetorical question addressed to her own textual children: >Où voudriez-vous aller?<.« Ebd.

64 Pieper (1997), 55–57.

65 Vgl. dazu, sowie zur ausführlich von Étienne Pasquier kommentierten Eheverweigerung Catherine's, ebd., 58.

66 Vgl. zum Stellenwert von *otium cum dignitate* als gemeinsamem Nenner freundschaftlicher Gruppierungen von Intellektuellen im Pariser Geistesleben des 17. Jahrhunderts Schneider (2015), 136.

67 Es sei beispielsweise daran erinnert, dass Margarete von Valois, die ohnehin intellektuell sehr rege und hochgebildet war, 1572 – allerdings in einer Situation der Gefangenschaft, und zwar während jener ihr von ihrer Mutter Katharina von Medici aufgezwungenen Festsetzung im Louvre im Anschluss an die Bartholomäusnacht, die ihr von Montaigne gewidmete *Théologie naturelle* las. Folglich handelte es sich um jene Übersetzung des Werks des Raimundus Sabundus, die Montaigne für seinen Vater angefertigt und 1569 veröffentlicht hatte. Vgl. zu dieser Lektüre Margaretes erneut Bardyn (2015), 277–286, v.a. 280–281.

für bürgerliche, wenn auch wohlhabende Frauen wie Catherine und Madeleine Des Roches prinzipiell gesellschaftlich nicht vorgesehen, denn sie galt als unschicklich, da sie Frauen angeblich von ihrer ›eigentlichen‹ Rolle als Hausfrau und Mutter abhielt.⁶⁸ Doch wurde ein von diesen gesellschaftlichen Gepflogenheiten abweichendes *otium cum litteris* Catherine durch die Protektion ihrer Mutter ermöglicht, was allerdings maßgeblich an zwei Vorgaben gebunden war: Tugendhaftigkeit sowie Catherines lebenslange Ehelosigkeit.⁶⁹

Die beiden Frauen unterliefen jedoch nicht nur durch den von ihnen betriebenen *salon* sowie Catherines bewusst gewählte Jungfernchaft hartnäckig präskriptive Geschlechternormen, sondern auch, indem sie ihre Werke gemeinsam publizierten und sich durch einen neuen, gemeinsamen Namen eine literarische Karriere erschufen. Der Name ›Des Roches‹ war dabei, wie im Folgenden deutlich werden wird, konstruiert und markierte eine weibliche Genealogie, die über die Publikation sowie die ›Unsterblichkeit‹ ihrer literarischen Texte hergestellt wurde.⁷⁰ Ähnlich wie im Falle Marie de Gournays und Montaignes beziehungsweise Montaignes und La Boéties hatte hierbei auch für Madeleine und damit Catherine Des Roches das Ableben einer wichtigen Bezugsperson eine katalytische Funktion für ihre intellektuelle Entfaltung und ihre eigene Literaturproduktion: Erst nach dem Ableben ihres zweiten Mannes, François Eboissard, ging Madeleine Neveu dazu über, gemeinsam mit ihrer Tochter, Catherine Fradonnet – sie war aus Madeleines erster Ehe mit André Fradonnet hervorgegangen –, unter dem konstruierten Familiennamen ›Dames Des Roches‹ Werke zu publizieren.⁷¹ ›Neveu‹ war der Mädchenname Madeleines, ›Fradonnet‹ der Familienname ihres ersten Mannes, des Vaters ihrer Tochter Catherine, während die Namensgebung ›Des Roches‹ auf ein Stück Land zurückgeht, das im Besitz der Familie Neveu war und auf dem Madeleine geboren worden war – als Namensgebung also ein geradezu antipatriarchaler Akt, so Neil Kenny.⁷² Höchst interessant ist hierbei, dass der Name ›Des Roches‹

68 Vgl. dazu beispielsweise Larsen (2006), 43: »Ciceronian *otium literarum* (literary leisure), opposed to *negotium* (business), was the privilege of the male professional, before evolving in the Renaissance and seventeenth century into worldly leisure reserved for the aristocratic habitués of literary circles and salons.«

69 Vgl. ebd. sowie Pieper (1997), 64: »Während Madeleine Des Roches sich noch kaum von den gesellschaftlichen Erwartungen an eine Frau zu lösen vermochte, ebnete sie ihrer Tochter den Weg, sich als Autorin legitimieren zu können und trotzdem in ihrer weiblichen Identität anerkannt zu werden.«

70 Dabei spielte Tugend eine zentrale Rolle: So besingt Madeleine in ihrer *Épître à ma Fille*, die sie ihren *Œuvres* (1579) voranstellt, ihre Tochter, die sie direkt in der zweiten Person Singular adressiert, als eine Frau, deren Herz für die Tugend geboren sei (»Vu que ton cœur est né à la vertu«). Unter anderem stellt sie heraus, dass eine Geburt in gehobene Kreise nicht ausreiche, um sich als Mensch vollkommen zu entfalten, sondern Bildung und Literatur erst diese Vervollkommnung bewirken würden. So beschwört sie Catherine, sich ebendiesen Studien zu widmen, jedoch stets begleitet von Tugendhaftigkeit (»Que te prier de faire ton devoir/Envers la Muse et le divin savoir/Mais le vrai centre et globe de l'étude/C'est de donner à vertu habitude«). Vgl. erneut den kommentierten Primärtext in Larsen (2006), 46–50, sowie den Kommentar hierzu in ebd., 5.

71 Vgl. Kenny (2020), 113–114.

72 Ebd. »What's in a name? The family name that Madeleine and Catherine chose for themselves in their publications was not a foregone conclusion: *Les œuvres de Mes-Dames des Roches de Potiers, mère et fille*. It was a careful choice that communicated both a status claim and a revision of their

von Catherine und Madeleine zwar für die Publikation ihrer Werke und damit ihrer Selbstrepräsentation als Autorinnen verwendet wurde, doch Mutter und Tochter in juristischen sowie finanziell bezogenen sozialen Kontexten nach wie vor den Namen ›Neveu‹ beziehungsweise ›Fradonnet‹ nutzten.⁷³ Der Tochter Catherine wurde somit zumindest für ihre literarischen Aktivitäten ein Familienname gegeben, der aus der Familie der Mutter stammte, wobei die Repräsentation beider Frauen als eine aus zwei Personen bestehende »matrilineare Entität«⁷⁴ bereits in der Titelung ihrer literarischen Werke auffällt.⁷⁵

Ein Blick auf das Titelblatt eines der von den Dames des Roches stets gemeinsam herausgebrachten Werke – das Frontispiz von *Les œuvres de Mes-Dames des Roches de Poitiers, mère et fille*⁷⁶ – illustriert, dass sich ihr Wirken als Autorinnen immer als gemeinsamer, doppelter Nukleus manifestierte. Dadurch scheinen die beiden Frauen zu einer Autorinnen-*persona* zu verschmelzen: Madeleine und Catherine werden nicht etwa einzeln genannt, sondern stets als *Dames des Roches* aus Poitiers, deren blutsverwandtschaftliche Relation als Mutter und Tochter, *mère et fille*, durch die hieran anschließende Nennung nochmals akzentuiert und im Zuge der ständigen Wiederholung von Frontispiz zu Frontispiz – in anachronistischer Terminologie gedacht – zu einem richtiggehenden ›Markennamen‹ wird. Hierzu passt die Feststellung Kennys, dass Mutter und Tochter sich nicht als Kleinfamilie stilisierten, sondern eine zukünftige, nun matrilineare Verwandtschaftslinie über die Transmission ihrer lyrischen Texte anstrebten.⁷⁷ Er argumentiert, dass sie eine auf das posthume Fortbestehen ihrer Werke gerichtete weibliche Kontinuitätslinie herstellten: In diesem Fall wird nämlich von den beiden Autorinnen, die

place within their broader family. Des Roches was neither Madeleine's maiden name (which was Neveu), nor the name of her first husband and Catherine's father (Fradonnet), nor that of Madeleine's second husband (Eboissard), but rather that of a property (a house or lands) owned by the (Neveu) family into which Madeleine had been born. Choosing it was a markedly anti-patriarchal move, since it gave a daughter not her father's name but one from her mother's side. « Außerdem vergleicht Kenny (2020), 113–114, das Auftauchen des konstruierten Namens ›Des Roches‹, im Zusammenhang mit den Konsequenzen, die der Tod Eboissards für Madeleine und Catherine hatte u.a. mit Montaigne und dem Tod von dessen Vater, Pierre Eyquem: »The women's adoption of the Des Roches name may have become more prevalent in the same year (1578), because that was when Madeleine's second husband, François Eboissard, died. His death, while plunging Madeleine into a world of lawsuits that was the lot of many a widow, also created social and literary possibilities for her and Catherine, just as the deaths of Montaigne's and Jean de la Taille's father created possibilities for them.»

73 »In legal and financial rather than literary contexts she continued after her second husband's death to be known as Madeleine Neveu and her daughter mainly as Catherine Fradonnet.« Kenny (2020), 114.

74 So die Formulierung in ebd., 117.

75 Hierauf wird im abschließenden Kapitel dieser Arbeit zurückzukommen sein.

76 Des Roches, Catherine/Des Roches, Madeleine (1579). Das Titelblatt ist digitalisiert einzusehen unter <https://gallica.bnf.fr/ark:/12148/bpt6k710479.image> (zuletzt aufgerufen am 05.09.2021).

77 »This does not, however, lead the Des Roches to style themselves just as a nuclear-family unit: rather than giving up on ›lineage‹, they foster it ultimately not through the transmission of their worldly goods, but through their poems alone: they will create a renown that is unusual in that it will not be attached to future patrilineal bodies.« Kenny (2020), 117.

jedoch tatsächlich als Mutter und Tochter blutsverwandtschaftlich miteinander verbunden sind, wechselseitig über ihre stets gemeinsam publizierten Werke eine weibliche Genealogie konstruiert, auf dass nicht nur ihre Werke, sondern auch das literarische Wirken beider der Nachwelt präsent bleiben möge.⁷⁸

Mit einer nahezu identischen Argumentation stellt auch Patel für Catherine Des Roches fest, dass sie mit ihrem im Sonett *À Mes Écrits* hergestellten Bezug auf den Topos des schriftlichen Werks als Kind die literarische und blutsverwandtschaftliche Mutter-Tochter-Linie fortfrage und darüber hinaus zwar biologisch kinderlos geblieben sei, jedoch in der Relation zu ihren Schriften als ihren geistigen Kindern alternative Familienbande zu ihren Werken hergestellt habe.⁷⁹ Außerdem habe diese Form von ›Mutterschaft‹ es Catherine ermöglicht, Geschlechternormen ebenso zu überwinden wie die an sie gestellten Erwartungen, zu heiraten und tatsächliche Kinder zu gebären, indem sie anstatt biologischer somit literarischer Nachkommenschaft das Leben geschenkt habe.⁸⁰ Im Sinne einer Kompensation weniger für den Verzicht auf leibliche Kinder denn für die ihr zu Lebzeiten adressierte Kritik an ihren schriftlichen Erzeugnissen.⁸¹ Folglich ermöglichten Catherine's textgeborene Schrift-Kinder es ihr, Anerkennung sowie ein Weiterleben über den Tod hinaus anzuvisieren.⁸²

Zusammenfassend lässt sich demnach festhalten, dass die Erhebung der eigenen Schriften zum geistigen Kind und die daraus resultierende Stilisierung Catherine Des Roches' zur ›Mutter‹ ihrer Werke ihr dazu dienten, die auf wechselseitiger Literaturproduktion fußende Relation zu ihrer eigenen leiblichen und mit ihr gemeinsam literarisch tätigen Mutter weiterzutragen sowie die eigentlich hierarchische Relation zwischen ihr und Madeleine Des Roches aufzuheben, indem sie diese als gegenseitige sowie gleichwertige Protektion anzeigen. Zudem unterließ Catherine hiermit, als Erzeugende geistiger Nachkommenschaft sowie gewollt unverheiratete Frau, an sie gestellte gesellschaftliche Erwartungen und trachtete danach, durch diese Form der ›Mutterschaft‹ für ihre Werke über ihr Ableben hinausgehenden Ruhm zu erlangen. Was die beiden letztgenannten Punkte anbelangt, einte sie dies mit Marie de Gournay, da letztere sich ebenfalls der Ehe entzog und sich bewusst zur jungfräulichen Gelehrten stilisierte sowie an ihrem Lebensabend *Les Advis* als ihr ›Kind‹ zum Textmonument erhob. Allerdings musste Maries

78 Ebd.

79 »Her literary children allow her to demonstrate an alternative type of family relation, which allows her to become a mother. She carries on the line for herself and her mother.« Patel (2021), 20.

80 »Firstly, it elucidates her public alignment of herself with gender expectations through motherhood in order to recover a lost heir. This discourse becomes more intriguing, if not puzzling, in Catherine's story because, in theory, she could physically give birth to children. While the poet is determined to remain independent of a husband and children, however, we realize that this form of compensation is not for Catherine's own peace of mind.« Patel (2021), 21.

81 »Literary motherhood is a central theme which reflects a deep desire to unpick what her own reality is as a learned woman and the ways in which her ›giving birth‹ to literary life may afford some compensation for the criticism she receives.« Ebd.

82 »This performance can finally compensate for her own mortality. Her literary children provide her with a means of living past her death in print and of achieving recognition as a poet and writer.« Ebd.

eigene literarische Tätigkeit sich erst in einem gewissen Austarieren zwischen der Annäherung an Montaignes Werk, Familie und Namen einerseits und der im Laufe der Zeit erfolgten Loslösung von dieser Entourage andererseits entwickeln, und zwar in einer beständig eigenmächtigen und proaktiven Art und Weise. Diesem Zwang zu einer überaus großen Autonomie war Catherine Des Roches nicht ausgesetzt, durfte sie doch in ihrer Mutter von Beginn an eine blutsverwandtschaftliche Protektorin sehen. Allerdings mag die beständige Korrelation der eigenen Publikationstätigkeit mit jener der Mutter ihr weniger Freiheiten gelassen haben, sich eigenständig und vielleicht auf ebenso beeindruckend eigensinnige und unbequeme Weise zu profilieren, wie Marie de Gournay dies tat oder vielmehr zu tun gezwungen war.

Was die Handhabung des Kind-Topos anbelangt, so steht bei Marie de Gournay die Übertragung ihres Werks und jenes ihres *père d'alliance* im Vordergrund. Entsprechend werden Fragen der Bewahrung sowie der künftigen Vervielfältigung ihrer eigenen Texte sowie jener Montaignes hier konkreter und mit dem deutlicher formulierten Ansinnen ihrer Bewahrung – und zwar in einer ganz bestimmten, von Marie de Gournay festgelegten Form – thematisiert, als das bei Catherine Des Roches für ihre Schriften der Fall war. Marie de Gournay verlieh ihrer Sorge um den räumlichen Verbleib sowie die künftige Reproduktion ihrer geistigen Erzeugnisse nach ihrem Ableben deutlicher Ausdruck als Catherine: Sie scheute sich nicht, bewusst Gattungskonventionen in jenen Texten zu unterlaufen, in denen von diesen schutzbedürftigen ›Kindern‹ und deren künftigem Verbleib nach ihrem Tod die Rede ist.

6.3 Die Erhebung von *Les Avis* zum posthumen Textmonument vor dem Hintergrund von *Discours à Sophrosine* und anderer Texte Marie de Gournays

Der Rekurs auf den Topos des literarischen Werks als Kind reicht allein nicht aus, um Marie de Gournays Transmissionspraxis geistiger Erzeugnisse zu erklären. Betreffend ihr Gesamtwerk *Les Avis*, müssen hierfür ergänzend weitere Texte mit einbezogen werden, was im Folgenden überblicksartig geschieht. Herausgestellt wird dabei, dass Marie de Gournay auf durchdachte Art und Weise, und zwar mittels verschiedener Verweise innerhalb ihrer Texte, ein dichtgewobenes Netz an Leseratschlägen für ihre künftige Leserschaft hinterließ.

Wie bereits erwähnt, sollte Marie de Gournay im Jahr 1626, und somit rund 20 Jahre vor ihrem Tod, die damals erscheinende Gesamtedition ihrer Werke – *Les Avis* – mit einem dem Gesamttext vorangestellten *Avis final* zum sakrosankten Textmonument erheben. Im Folgenden werden die von Marie de Gournay elaborierten Strukturen und Eigenbewertungen thematisiert, die ihr dies erlaubten. Nochmals sei also die entscheidende Passage genannt, mit der diese ›Monumentalisierung‹ erfolgte:⁸³

Si ce Livre me survit, je défends à toute personne, telle qu'elle soit, d'y ajouter, diminuer, ni changer jamais aucune chose, soit aux mots ou en la substance, sous peine

83 Gournay (2002dd): *Avis final* (1626), 1864.

à ceux qui l'entreprendraient d'être tenus aux yeux des gens d'honneur, pour violateurs *d'un sépulcre innocent*. Et je supprime même tout ce que je puis avoir écrit hors ce Livre, réservé la Préfacé des Essais en l'état que je la fis réimprimer l'an mil six cent trente-cinq [Herv. d. Verf.].

Marie de Gournay spricht hier also für den Fall, dass ihr Gesamtwerk, *Les Avis*, sie ›überlebe‹ (*Si ce Livre me survit*), eine Warnung an alle jene aus, die nach ihrem Tod versuchen würden, *Les Avis* und damit ihren geistigen Nachlass zu verändern. Denn, so heißt es wörtlich, dies würde bedeuten, »einem unschuldigen Grabmal« (*un sepulchre innocent*) Gewalt anzutun. Folglich ist ihre Zielsetzung das Petrifizieren ihres Gesamtwerks als Textkörper, der posthum als funerales Denkmal fungieren sollte. Hier greift also das antike Konzept des *exegi monumentum*, das sich im Übrigen bei Ronsard ebenso findet wie bei Madeleine Des Roches.⁸⁴ Hervorzuheben ist nun bei Marie de Gournay, dass diese Konstituierung eines eigenen Text-Denkmales auch mit einer Auto-Zensur eingeht: Sie lösche gar, so heißt es hier, alles, was sie außerhalb dieses Buches geschrieben habe, mit Ausnahme jenes Vorworts zu *Les Essais*, das sie im Jahr 1635 verfasst habe. Hierdurch schließt sich der Kreis, der Marie de Gournays Werk und das Werk ihres ›Vaters‹ Montaigne verbindet: Ihr ›unschuldiges Textmonument‹ *Les Avis* enthält mit diesem Epigraph – oder vielmehr: mit diesem künftigen Epitaph für den Marie de Gournay überlebenden Text als ihr Grabmal – nochmals den Verweis auf jenes Vorwort des Jahres 1635, in dem sich wiederum das ›Waisenkind‹ *Les Essais* evoziert findet, dessen sich Marie de Gournay angenommen hatte.

Doch hatte sich Marie de Gournay zum Zwecke der Stilisierung ihres Gesamtwerks allein auf den Topos des Kindes gestützt, wie sie ihn bei Montaigne und durch *Les Essais* verwirklicht gefunden hat? Dass hinter der Erhebung von *Les Avis* zum Text-Kind nicht das alleinige Rekurrieren auf das Vorbild Montaigne steht, sondern ein weitaus planvollereres Vorgehen, wird nicht nur mit jener Passage zum Text-Monument in *Avis final* deutlich, sondern auch beim Blick auf andere Textpassagen in Marie de Gournays Gesamtwerk, etwa auf den sogenannten *Discours à Sophrosine*.⁸⁵ Mit dieser an eine unbekannte Adelige oder ein fiktives Gegenüber gerichteten Schrift – die Identität der Adres-

84 Vgl. dazu Larsen (2006), 43, zu *Épître A ma Fille*, der von Madeleine Des Roches 1578 an Catherine gerichtete Epistel, mit der sie, im Hinblick auf die künftige Unsterblichkeit ihrer Tochter aufgrund deren intellektueller Leistungen, von einem Monument für diese spricht: »Then, in a syncretist linking of Erasmian virtue to Greco-Roman mythopoetics, Madeleine des Roches ends her epistol by invoking the literary immortality conferred by such learning and virtuous conduct: [...]. Des Roches's speaker connects humanist ideology with *Pléiade* poetics: she draws on the Greco-Roman concept of *exegi monumentum* (I have raised a monument), which Ronsard evokes for instance in his praise of Marguerite de France, the learned sister of Henry II [...].«

85 Vgl. dazu und zum Folgenden Gournay (2002): *Discours à Sophrosine*.

satin bleibt ungeklärt⁸⁶ – stellte Marie der Edition von *Les Advis* des Jahres 1641 eine Art Lektüreleitfaden für ihr Werk voran, wie sie mit dem Auftakt des Textes schreibt:⁸⁷

Votre tendresse aux intérêts du sexe et aux miens particuliers m'est préjudiciable, ILLUSTRE SOPHROSINE ; me commandant en intention que lui et moi en tirions quelque honneur, de faire un effort que personne, comme on croit, n'a peu remplir nettement avant nous : c'est, de faire une estimation juste de son Ouvrage, sur tout un Ouvrage purement intellectuel. Car l'esprit semble autant incapable de juger précisément le fruit qu'il a conçu, puis que c'est vrai dire une partie de sa propre essence ; que l'œil, quoiqu'il voie toutes choses, est impuissant à se voir soi-même. Si vous dites, toutefois, que je dois obéir, par le respect que je vous dois,⁸⁸ n'attendez donc pas au moins, s'il vous plaît, de mon obéissance un jugement de ce livre, mais seulement une guide pour se conduire en son examen [...].

Eine treffende, objektive Perzeption des eigenen Werks sei unmöglich, sagt Marie de Gournay an die illustre Sophrosine gerichtet, denn dies sei dem Auge gleichzusetzen, das zwar alles sehe, doch nicht sich selbst zu sehen vermöge. Sei sie, Marie, allerdings tatsächlich dazu angehalten, ihr eigenes Werk beurteilen zu müssen, so wolle sie mit dem vorliegenden Text nun ihr, Sophrosine, zwar kein umfassendes Eigenurteil, doch zumindest einen Leitfaden zur Lektüre von *Les Advis* zukommen lassen, wobei dies gleichzeitig dem breiten Lesepublikum zur Orientierung dienen solle, wie es im Text weiter heißt:⁸⁹

[E]t par incident, une guide générale encore au public, pour l'éclairer en la lecture des écrits, autant qu'il est en moi de lui rendre ce service, et en lui de le recevoir : service tant plus utile, de ce que la plus grande part du monde bronche pesamment à ce pas. Je dis autant qu'il est en cet animal à plusieurs têtes de recevoir un tel service : car il est véritable qu'on ne peut suffisamment insinuer l'esprit ni le jugement d'un auteur que dans un autre esprit et jugement environ de sa portée : et la portée des auteurs est fort courte si la suffisance du vulgaire n'est bien loin d'y pouvoir arriver.

Schließlich sei es notwendig für dieses ›Tier, das mehrere Köpfe besitze‹ – gemeint ist die breite Masse der unbekannten künftigen Leserinnen und Leser –, einen derartigen

⁸⁶ Vgl. dazu ebd., 353, Anm. C: »La destinatrice serait une grande dame que M. de Gournay connaît personnellement et à laquelle elle s'adresse selon les formes qui conviennent ; ce personnage peut aussi être imaginaire, permettant de moderniser et de féminiser la tradition des écrits adressées aux Dames, et signifiant clairement par son nom qu'un esprit tel que celui de M. de Gournay, bien supérieur à celui de ses critiques ou du vulgaire, ne saurait converser qu'avec les plus excellents.«

⁸⁷ Ebd., 553–554.

⁸⁸ Vgl. hier Gournay (2002z): *Discours à Sophrosine*, 553, Anm. 7, die eine frühere Variante einer nun nachfolgenden, doch für die Edition von 1644 gestrichenen Passage der Auflage des Jahres 1634 aufzeigt und mit ebd., Anm. D, eindeutig auf Montaignes *Au lecteur* verweist: » [...] que par la raison qui vous plaît de m'alléguer, qu'étant fille adoptive d'un père qui se dépeint [Herv. d. Verf.] lui-même, je semble être conviée par son exemple de dépeindre [Herv. d. Verf.] ou dire le prix de mon Livre [...].«

⁸⁹ Ebd., 554.

Dienst von ihrer Seite anzunehmen, da es doch ein recht schweres Unterfangen sei, diesem den Geist und die Urteilskraft eines Autors – gemeint sind ihr Geist und ihre Urteilskraft – näherzubringen. Typisch für Marie de Gournay ist hier der übrigens auch in zahlreichen anderen ihrer Texte wiederholt evident werdende Bezug auf die breite Masse der Leserschaft mittels der Bezeichnung *le vulgaire* – das heißt auf das weniger oder gar vollkommen ungelehrte Lesepublikum.⁹⁰ Vor dem Hintergrund des Bemühens Marie de Gournays, ihr Werk an die Nachwelt zu übertragen, wird mit *Discours à Sophrosine* also die didaktische und binäre Intention verfolgt, einerseits *Les Advis* einer idealen, gebildeten Leserschaft zu vermitteln – verkörpert durch die enigmatische, eventuell fiktive Person der Sophrosine –, andererseits aber auch die von Marie de Gournay notgedrungen akzeptierte oder vielmehr gelittene Zielsetzung zu erfüllen, nämlich die breite Masse der Leserschaft zu erreichen oder erreichen zu müssen, von der sie annimmt, sie sei nur beschränkt für die Lektüre ihrer Schriften zu begeistern. Nach diesen einleitenden Worten bespricht Marie de Gournay systematisch ihr Werk, beginnend mit der Sprachwahl über den Stil,⁹¹ den Textkörper⁹² und die Originalität ihres Werks⁹³ bis hin zum Stellenwert der einzelnen Schriften, die das Gesamtwerk *Les Advis* ausmachen.⁹⁴

Dass Marie de Gournay ihrer Leserschaft jedoch sehr wohl traute und diese sogar beim Schutz ihres geistigen Gedankenguts um Hilfe bat, indem sie sie direkt adressierte, zeigen zwei weitere Textpassagen. Zum einen findet sich ein weiterer Hinweis auf *Les Advis* als ›Kind‹ im Werk Marie de Gournays, und zwar in einem Textumfeld, das derartige Ausführungen nicht unmittelbar erwarten lässt: am Ende einer Reihe von Aufzählungen von Errata, wobei der betreffende Abschnitt die Überschrift »Correction de quelques erreurs omises ci-devant et quelques nouvelles lectures que le Lecteur est prié de recevoir« trägt und in der Edition von *Les Advis* des Jahres 1641 erschien.⁹⁵ Am Ende jener Aufzählung findet sich sodann diese kurze Passage:⁹⁶

Permets, Lecteur, ce dernier soin à une pauvre mère prête à quitter son enfant orphelin, et veuf de toute assistance. Je te recommande ce qui peut être encore échappé à ma dernière recherche. [Herv. d. Verf.]

⁹⁰ So kommt sie immer wieder auf die Unfähigkeit von *le vulgaire* zu sprechen, Montaignes Werk angemessen ein- und wertzuschätzen.

⁹¹ »Quant au style, j'avoue qu'en ma première impression, j'avais laissé couler quelques obscurités, dont à mon avis j'ai corrigé désormais la plupart.« Gournay (2002): *Discours à Sophrosine*, 556.

⁹² »Passons au corps de l'œuvre : il faut voir en premier lieu s'il a quelque juste grosseur qui puisse aider à lui donner du poids, et secondelement, s'il se pare de cette qualité qui proprement le fait livre, de se pouvoir nommer original.« Ebd., 557.

⁹³ »J'appelle «livre original» non pas celui qui l'est entièrement, pour ce qu'il ne s'en trouverait presque point de cette marque, mais bien celui qui l'est pour la plupart de son étendue.« Ebd., 558.

⁹⁴ Die von ihr hierbei vorgelegte Einschätzung stellt sich sehr differenziert dar, da sie eine gewisse Rangordnung ihrer Schriften formuliert und diese auch kritisch bespricht. So schreibt sie etwa zu ihren Erziehungsschriften: »Quant à l' Éducation des enfants en général, c'est un sujet tracassé, mais celle des enfants de France et du biais que je la prends, ne l'est peut-être pas.« Ebd., 559.

⁹⁵ Gournay (2002), 574.

⁹⁶ Ebd.

Auch hier stilisiert sich Marie de Gournay mit deutlicher Larmoyanz als arme Mutter (*pauvre mère*), die ihre Leserschaft bittet, ihr letzte Korrekturen an ihrem Text zu gewähren – an jenem künftigen Waisenkind (*enfant orphelin*) also, das sie bald verlassen müsse und das dann jeglicher Hilfe entbehre – wörtlich: Es sei dann verwitwet, da bar jeglicher Hilfestellung (*veuf de toute assistance*). Sie überlasse der Leserin und dem Leser alles, was ihr hierbei entgangen sein könnte, wobei – eventuell bewusst ambivalent – nicht eindeutig ist, ob es sich bei diesen entgangenen Gesichtspunkten um die Identifizierung weiterer Errata handelt oder vielmehr um die künftige umfassende Fürsorge für dieses ›Kind‹, das bald zum Waisen werden sollte. Überdies verfasste Marie de Gournay einen weiteren Text – *Au lecteur* –, der sich ebenfalls *Les Advis* vorangestellt fand – und zwar bereits im Jahr 1634 beziehungsweise in den Jahren 1626 bis 1627 in *L'Ombre*⁹⁷ – und mit dem sie sich gänzlich an ihre Leserschaft wendet, wobei der Auftakt wie folgt lautet:⁹⁸

Si le zèle de servir ceux que ce livre nomme en divers endroits m'eut permis de me taire, j'eusse peut-être passé à dormir ces heures que j'ai passé à l'écrire : comme je te dispense de bonne foi d'y passer aussi celles qu'il faudrait à le lire. Et ne l'eusse encore osé produire après l'avoir édifié si je n'étais obligée de faire fruit au public, autant qu'il m'est possible, de la liberté de notre bon Roi [...]. *Sais-tu pourquoi ces difficultés, lecteur?* Sentant que ton humeur est pointilleuse en choix d'écrits et la mienne en choix de lecteurs, j'ai cru qu'on ne nous pouvait mieux accorder qu'en nous séparant. D'ailleurs, la franche simplicité de ce livre, ses dessins ourdis à sa mode, ses sentiments moulés à l'air d'un autre siècle et son peu de méthode et de doctrine, ne peuvent plaire à mes propres bienveillants, ni sa faiblesse à moi [...]. À partir de là, c'est un rabat-joie, perpétuel raffineur de mœurs et de jugements : qui t'épie de coin en coin pour te mettre en doute, tantôt de ta prud'homie, tantôt de ta suffisance et qui, *pour cet effet, prend le nom d'Advis*. Et si ne laisse pas, pour comble de sa maladie, d'être assez audacieux pour se promettre le même destin *quesa mère* : c'est-à-dire d'avoir la ferveur de tous les sages [...]. [Herv. d. Verf.]

Direkt an die Leserin und den Leser gerichtet, steht Marie de Gournay hier augenzwinkernd als auch schwankend zwischen der notwendigen Referenz an König und Lesepublikum einerseits und einer gewissen Abgrenzung von ihrer Leserschaft andererseits: Sie stellt ihr außergewöhnliches Gesamtwerk vor und fragt rhetorisch, ob der Leser wisse, warum sie solche Probleme gehabt habe, *Les Advis* überhaupt einer breiten Öffentlichkeit zu präsentieren. Sie spüre nämlich, dass ihre Leserschaft sehr pingelig (*pointilleux*) sei, wenn es Lesestoff auswähle, wobei sie umgekehrt schließlich genauso pingelig sei, wenn es um die Wahl ihres Lesepublikums gehe. Ihr Werk heiße deshalb *Advis* – also Ratschläge –, da es ein beständiger ›Spielverderber‹ (*rabat-joie*) sei sowie Sitten und Urteilsfähigkeit zu prägen gedenke, indem es seiner Leserschaft hartnäckig das eigene Verhalten vorhalte. Außerdem müsse ihrem Werk, so heißt es wortwörtlich, als Höhepunkt seiner ›Krankheit‹ ausgestellt werden, dass es dasselbe Schicksal seiner ›Mutter‹ – freilich ist hiermit Marie de Gournay gemeint – ereilen werde, nämlich den gefährlichen Feuerfeifer, die Weisheit aller Gelehrten in sich vereinen zu wollen.

97 Vgl. dazu Gournay (2002ee): *Au lecteur*, 568, Anm. A.

98 Ebd., 568–569.

Der Topos des eigenen Werks als Kind sowie Marie de Gournays hieraus resultierende Stilisierung zur geistigen ›Mutter‹ ihrer Schriften durchzieht folglich verschiedene ihrer Texte, in denen die Sorge und Fürsorge für das künftige Schicksal ihrer Schriftproduktion zum Ausdruck kommt. Die Angst vor der unkontrollierten Fremdinterpretation durch eine breite Masse ungeschulter Leserinnen und Leser nach ihrem Ableben parierte Marie de Gournay folglich mittels verschiedener Strategien: Neben ihren Hilfegesuchen an Richelieu und La Mothe Le Vayer, die sie beschwört, sich der (Waisen-)Kinder *Les Essais* und *Les Advis* anzunehmen, rekurriert sie in *Avis final* auf Festschreibungen und verbietet es, ihr Werk als bereits sakrosanktes Textmonument jemals zu verändern. Zu ihren Strategien gehören jedoch auch der Versuch, die Leserschaft mit einer Art Lektüreleitfaden (*Discours à Sophrosine*) zu führen und durch larmoryant formulierte Bitten dahingehend zu beeinflussen, im Anschluss an die Auflistung der Errata ihr entgangene Fehler aufzudecken. Dennoch bleibt Marie de Gournay sich selbst und damit einer ironisch-kritischen Distanz gegenüber ihrer Leserschaft verhaftet, was ihre Widmung an die Leserin und den Leser, *Au lecteur*, zeigt.